P. Michael Overmann SDS
(Archivar der Deutschen Ordensprovinz der Salvatorianer)

ARCHIVE DER SALVATORIANER

Provinzarchiv (München)

AM ORCHIDEENGARTEN 2008-2014

Buntes aus meinen Missionsjahren,
gesammelt und herausgegeben von P. Günther Mayer SDS

Archivbestand: APG 0370 / VI-1957 (2015)

München, den 12. Mai 2025

INHALT

I. ERLEBNISSE EINES MISSIONARS

01	Andere Länder, andere Sitten (2009)	11
02	Ein Tag in Manila (2010)	15
03	Im Jeepney (2008)	18
04	Im Tricycle (2008)	21
05	Die Ate (2011)	23
06	Ein Haus wird gebaut (2011)	26
07	Ein Jahr in Talon (2009)	27
08	Zu Besuch bei Davlat Safarov	30
09	Zu Besuch in Cebu (2008)	35
10	Zu Besuch bei Paul Fan-chu	38
11	In den Kordilleren (2010)	41

II. UNSERE SEMINARISTEN ERZÄHLEN
aus ihrer Heimat und ihrem Studienalltag in Talon.

12	*Florencio O.:* Wo wir leben (2010)	44
13	*Dominic L.:* Ein neuer Abschnitt meines Weges (2010)	46
14	*Br. Paul T.:* Schritte in meinem Leben (2010)	48
15	*P. Wilson C.:* Unser Dienst in unserer Pfarrgemeinde (2010)	51
16	*Dominic Y.:* Erinnerungen an einen unvergesslichen Tag (2010)	53
17	*Dominic L.:* Kochen in Talon (2013)	55
18	*Paul Vincent G.:* Meine Ausbildung im Seminar (2012)	58
19	*Adrian B.:* Eine Reise in die Philosphie (2012)	61
20	*Francisco O.:* Letztlich sind wir gar nicht so verschieden! (2012)	63
21	*Peter R.:* ‚Verlorene Zeit?' (2013)	64
22	*Prabu R. J.:* Unterwegs in ein neues Leben (2008)	65
23	*Ivor M.:* Die ALSA-Klassen. Schule im Slum (2011)	68
24	*Robert A.:* Meine unvergessliche Erfahrung in *Parola* (2011)	70
25	*Joseph C.:* Missionseinsatz auf der Insel Mindoro (2010)	74
26	*Florencio O.:* Allerheiligen auf den Philippinen (2009)	80
27	*Gilbert B.:* Jeder Tag ist ein Geschenk (2012)	82
28	*Joseph T.:* Leben und Beten in einer kath. Familie in Vietnam (2009)	83
29	*Joseph T.:* Totengedächtnis in Vietnam (2013)	84
30	*Dominic D.:* Die Heimholung meiner Vorfahren (2013)	86

31	Petrus	89
32	Jakobus	91
33	Andreas	92
34	Johannes	94
35	Simon	96
36	Matthäus	98

VORWORT

Liebe Archivnutzerin, lieber Archivnutzer!

P. Günther Mayer SDS (1936-2020) hat sich im Alter von 71 Jahren noch einmal auf eine neue Herausforderung eingelassen, nämlich die Ausbildung der jungen Mitbrüder im ‚Ostasiatischen Missionsvikariat' der Salvatorianer auf den Philippinen zu unterstützen.

Von 2008-2014 lebte bei den Kandidaten, die aus ihren asiatischen Heimatländern kommend – nach dem Erlernen der englischen Sprache – im ‚Pater-Jordan-Ausbildungshaus' in Talon das Ordensleben kennenlernten und an der Universität *La Salette* studierten.

Seine Aufgabe sah P. Günther in der geistlichen Begleitung der jungen Männer sowie in deren Unterrichtung, um ihnen dadurch eine solide Entscheidung für oder gegen den Eintritt in das Noviziat der Salvatorianer zu ermöglichen.

Seine Erlebnisse in diesem fernen Land und in jener Zeit hat er in kleinen Essays festgehalten und – für eine Essaysammlung – ebenso die mit ihm lebenden Studenten ermutigt, Erfahrungen und Erinnerungen niederzuschreiben.

Das Buch **‚Am Orchideengarten. Buntes aus meinen Missionsjahren'** erschien 2015. Da ich auf seinem Computer nach seinem Tod all die digitalen Vorlagen gefunden habe, sollen die Essays hiermit einem größeren Interessentenkreis zugänglich gemacht werden.

Sie zeugen von P. Günthers Beobachtungsgabe und Kulturverständnis und spiegeln darüber hinaus auch immer ein wenig salvatorianischer Missions- und Ordensgeschichte wider. In den Texten steckt also etwas drin, was nicht verloren gehen sollte.

München, den 12. Mai 2025

P. Michael Overmann SDS
- Provinzarchivar –

Dankbar

für alle brüderliche Aufmerksamkeit

während meiner Missionsjahre auf den Philippinen

widme ich dieses Bändchen

den Kandidaten und Studenten

in unserem Ost-Asiatischen Missions-Vikariat -

und allen unseren Missionsfreunden.

ZUM GRUSS

Erlebnisse eines Missionars: 1 - 12

Diese kurzen Erlebnisgeschichten sind während meines sechsjährigen Missionsaufenthaltes in den Philippinen entstanden. Was tut man schon, wenn nur wenig Gelegenheit geboten ist, die eigene Muttersprache zu sprechen? So begann ich, kleine Begebenheiten und Erinnerungen niederzuschreiben und sie meinen Missionsfreunden zu widmen. Ich bin kein Schriftsteller und kein Poet. Die einzige Absicht war, den Kontakt mit meinen Freunden zu pflegen und für sie - meist zur Weihnachtszeit - eine solche Geschichte auf die Reise zu schicken. Sie zeigen meist die heitere Seite des Missionsalltags.

Unsere Studenten erzählen: 12 - 30

Informativer dagegen sind die Berichte; die unsere Philosophiestudenten im Lauf der Jahre geschrieben haben. Sie wurden zum Umgang mit der Feder anregt als Einübung im Blick auf eine etwaig künftige journalistische oder schriftstellerische Tätigkeit. Ihre Berichte, die alle in **‚Letter from Talon‘** (Brief aus Talon) veröffentlicht wurden, geben Einblick in das Leben und in den Alltag der Menschen in unseren fernen Missionsgebieten von Vietnam und den Philippinen, und Einblick auch in das Leben der Seminaristen.

JA oder NEIN: 31 -36

Der ernstere Teil: Einige jener Studenten, die vor dem Abschluss ihres Studiums und vor der Entscheidung über ihren weiteren Berufsweg sowie über den Eintritt ins Noviziat standen, wurden gebeten, sich zum inneren Prozess ihrer Entscheidungsfindung, zur Geschichte ihrer Ordensberufung und zu den Motiven für ihre Entscheidung zu äußern. Sie haben dies gerne und mit erstaunlicher Offenheit getan, wofür ich ihnen besonders dankbar bin und ihnen Diskretion bei der Veröffentlichung zugesichert habe. Deshalb wurden ihre Namen mit den Namen von Aposteln vertauscht.

Bad Wurzach, im Mai 2015

P. Günther Mayer SDS

Pater-Jordan-Ausbildungshaus der Salvatorianer, Talon[1]

[1] Die Fotos sind meistens aus der digitalen Nachlasssammlung von P. Günther Mayer SDS; andernfalls wird es eigens vermerkt.

I. ERLEBNISSE EINES MISSIONARS

1. ANDERE LÄNDER, ANDERE SITTEN (2009)

Wie oft habe ich seit meiner Ankunft in unserem Ausbildungshaus in den Philippinen gesagt und geschrieben, dass ich mich gut eingelebt habe, und ich war auch jedes Mal tatsächlich der Überzeugung, nun nicht mehr mit Überraschungen rechnen zu müssen. Doch weit gefehlt! Inzwischen weiß ich, dass ich mit meinen Erfahrungen noch ganz am Anfang stehe, und dass das Zusammenleben mit Menschen ganz verschiedener Herkunft und Kultur, immer wieder neue unerwartete Entdeckungen bereithält. Man sollte sich darüber eigentlich nicht wundem, denn in einem Land, das sich rühmt, die meisten Inseln, die meisten Vulkane und den längsten unterirdischen Fluss, aber auch den kleinsten Vulkan, die kleinste Affenart und die kleinste Präsidentin der Welt zu besitzen, sollte man immer auf überraschende Neuigkeiten gefasst sein. Das macht das Leben hier abwechslungsreich und spannend.

Für jeden, der frisch auf den Philippinen angekommen ist, wird beispielsweise Weihnachten zu einem völlig neuen Erlebnis, denn die kommerzielle Weihnachtszeit beginnt bereits mit dem 1. September. Von da ab sind Straßen und Schaufenster weihnachtlich geschmückt, allenthalben stößt man auf Weihnachtsmänner und Weihnachtslieder, und frohe Weihnachtswünsche werden ausgetauscht. Die kirchliche Feier dagegen beginnt die letzten neun Tage vor Weihnachten, die jedoch mit ernsthafter Frömmigkeit begangen werden. Täglich werden in der Frühe nach 04:00h in Pfarrkirchen und ungezählten Kapellen draußen auf dem Land Gottesdienste gefeiert, zu denen die Besucher von überall zusammenströmen. Der Weihnachtstag selbst dagegen verläuft wie ein normaler Sonntag. Die besondere Feier besteht aus einem farbenfrohen Umzug am Nachmittag, der ‚Fiesta', die einem turbulenten Volksfest gleicht.

Eine weitere Besonderheit, die einen Europäer zutiefst irritiert und zunächst fassungslos macht, ist die wortlose Verständigung der Einheimischen. Die Filippinos beherrschen eine Mimik, die zu einer echten Gesichtssprache verfeinert ist. Ein in diese Verständigungstechnik nicht eingeweihter Fremder fühlt sich da völlig hilflos. So wird beispielsweise nicht mit einem höflichen Wort oder Handschlag gegrüßt, sondern ein einfaches Zucken mit den Augenbrauen nach oben bedeutet Gruß und Antwort, Zustimmung und Respekt. Ansonsten bleibt das Gesicht ausdruckslos und undurchdringlich. Die Auskunft nach einem Weg geschieht nicht durch ein Handzeichen oder durch ein Kopfnicken in die entsprechende Richtung, sondern durch ein Zuspitzen des Mundes und dessen Verschiebung nach links oder rechts, alles ohne Worte. Und wenn ein Filippino nicht weiterweiß, dann lässt er bei geschlossenem oder meist offenem Mund einfach den Unterkiefer fallen und starrt einen wie gelähmt an. Bei einer Verneinung wird nicht ‚Nein' gesagt, sondern die Augen werden weit geöffnet. Dem Fremden ist dies alles seltsam, wurde er doch erzogen, auf eine Frage mit einem Wort zu antworten. Dies ist hier nicht der Fall und man muss sich gegen das Gefühl wehren, nicht ernst genommen zu werden.

Überraschend ist auch, wie öffentlicher Raum, beispielsweise Straßen, für private Zwecke benutzt wird. Wenn auf dem Land die Reis- oder Kaffee-Ernte ansteht und eine Trokkenfläche für diese Früchte benötigt wird, so wird dafür einfach die Fahrspur einer Straße beansprucht und die Ernte darauf ausgelegt. Ein Steinbrocken am Anfang und Ende warnt den Verkehr, und die Fahrer können sehen, wie sie solche Engpässe meistern. Niemand findet etwas dabei, obwohl es illegal ist. Man nimmt schließlich Rücksicht auf die Landwirte.

Auch habe ich schon gesehen, wie bei einem Trauerfall ein Segeltuch vor dem Haus bis über eine Fahrbahn der Straße gespannt wurde, was schließlich einer Straßensperre gleichkam. So ein Zeltdach benötigt man, um den Trauergästen im Freien einen Schutz zu bieten, wenn sie bewirtet werden oder die ganze Nacht über als Totenwächter vor dem Haus verbringen. Dies sind meist Männer und sie vertreiben sich die Zeit mit Kartenspiel und Trinken. Das mag bis zu acht Tagen dauern, bis alle Verwandten aus der Ferne (und z. T. aus dem Ausland) angereist sind und der (präparierte und im Haus aufgebahrte) Verstorbene auf dem Friedhof beigesetzt werden kann.

Auf den Friedhöfen (ganz besonders auf dem chinesischen Friedhof) entdeckt man mit großer Verwunderung prunkvolle marmorne Grabmäler mit Gittertoren, Briefkasten, Küche, WC, Nebenräumen im Obergeschoss und Balkonen oder Veranden - praktisch eine Zweitwohnung. Über Allerheiligen kommen die Angehörigen dort zusammen und verbringen den ganzen Tag als Familienfest.

Gehört habe ich, dass bei Wahlkämpfen die Kandidaten in ihren Bezirken Propaganda für sich machen, indem sie straßenweise Hunde und Katzen auf Kosten ihrer Partei sterilisieren oder gegen Tetanus impfen lassen, oder ebenfalls auf Parteikosten den interessierten Familien einen Beschneider anbieten. – Woanders ist es eben anders!

Ganz ungewohnt findet ein Ausländer auch, dass in einigen riesigen Supermärkten, die erst um 10:00h nach Absingen der Nationalhymne geöffnet werden (dies gilt übrigens auch für sämtliche Schulen und für jede öffentliche Einrichtung), Punkt zwölf Uhr mittags durch Lautsprecher der ‚Engel des Herrn' gebetet wird.

Überraschend sind gleichfalls die Essensgewohnheiten. Eine Delikatesse, die den ganzen Tag über an Straßenständen feilgeboten wird, sind gefüllte Hühnerdärme, Fischköpfe, eben ausgeschlüpfte frittierte Küken und aufgewärmte, nur angebrütete Enteneier, die ‚Balut'. Man isst den Inhalt samt Schnabel und Füßen und gelegentlich auch mit den ersten Federn. Schnabel und Füße sollen sich anfühlen wie nicht ganz weich gekochte breite Nudeln, der Geschmack jedoch wird gerühmt. Irgendwann werde ich wohl an diesem Genuss nicht vorbeikommen.

Auch in unserem eigenen Haus bin ich vor Überraschungen nicht sicher. Unsere Studenten sind wirkliche Meister im Kochen, und verstehen es besonders gut, mit den asiatischen Gewürzen umzugehen. Die Vietnamesen vor allem kochen und essen alles, was ihnen über den Weg läuft. Wir müssen unsere Schlangen und Echsen im Garten vor ihnen schützen. Sie kochen aber meisterhaft! Ruck-Zuck, und die Schlange oder Echse oder der ganze Schweinskopf verwandelt sich in ein köstliches Menü. Sie können das und sie mögen das.

Unlängst fiel die Wasserpumpe aus und musste repariert werden. Solches kann öfters vorkommen. Erstaunlich war dabei vielmehr, dass nachmittags um 15:00h der Lastwagen der Firma einen unserer weißen Hofhunde überfahren hat, und wir vier Stunden später nach dem Tischgebet feststellen mussten, dass Hundegulasch aufgetragen wurde; so rasch kann das gehen. Selbstverständlich ziert man sich da nicht. Und auch dies hat – dank reichlicher Beigabe von Curry und Knoblauch – sehr gut geschmeckt. Nachdem ich aus Afrika bereits zwei geräucherte Mäuse, bei den Farmern in Texas anderes Unsägliches, und in Italien – ohne es zu wissen – eine Katze verzehrt habe, und eigentlich alles ganz gut geschmeckt hat, darf ich die für uns so ungewohnten Speisen nicht verachten, vor allem auch, wenn ich bedenke, wie viele Millionen von Menschen jeden Tag froh und dankbar wären, wenn sie nur eine Maus zum Essen hätten.

Die Tischgespräche mit meinen asiatischen Mitbrüdern sind immer eine gute Gelegenheit zum Austausch, und immer wieder stoße ich auf unvermutete Erkenntnisse über deren Kulturen und Länder. Sehr hat es mich gewundert, dass und wie die Chinesen heute noch den einstigen Revolutionär Mao Tse Dung verehren. Angeblich hängt in jedem Haus ein Bild von ihm, vor dem Räucherstäbchen angezündet werden. Er steht in hoher Wertschätzung als Dichter und Schriftsteller, und die Menschen können seine Texte und Lieder auswendig. Dass er – wie jeder gute Kommunistenführer jener Zeit – die ganze intellektuelle und kulturelle Elite seines Landes ausgerottet und unter seinen Landsleuten blutig gewütet hat, wird ihm seiner schönen Gedichte wegen verziehen. So lernen es die Chinesen bereits in der Schule. Man darf da nicht an andere Massenmörder denken! – Von den Vietnamesen höre ich mit Staunen, dass in den Familien das gesamte Erbe für gewöhnlich dem jüngsten Familienmitglied zufällt, das dann für den Rest der Familie Sorge zu tragen hat.

Aus Sri Lanka erzählen meine tamilischen Mitbrüder, dass beispielsweise der Vater nie zugegen ist, wenn die erwachsenen Söhne einmal Alkohol trinken. Die Präsenz des Familienoberhauptes bei solchem Tun scheint verpönt zu sein. – Die Mutter reinigt in aller Herrgottsfrühe das ganze Haus, geht dann mit einer Weihrauchpfanne durch alle Räume und weckt anschließend den Rest der Familie, während es draußen immer noch dunkel ist. – Und in den öffentlichen Verkehrsmitteln sind für den buddhistischen Klerus eigene Plätze reserviert.

Noch weiteren staunenswerten Sonderheiten kann man hier in den Philippinen begegnen. So z. B., dass in diesem zu achtzig Prozent katholischen Land das Ende der muslimischen Fastenzeit als staatlicher Feiertag begangen wird. Man hofft, so einer kleinen Minderheit entgegenzukommen und sie zu beruhigen.

Alles ist hier gut für Unvorhersehbares; immer ist man auf solches gefasst. Selbst Schießereien mit einer erheblichen Zahl von Opfern sind an der Tagesordnung. Zu meinem Glück bin ich bisher noch nie mit der kriminellen Szene von Manila in Berührung gekommen. Ich meide dort die Abendstunden und die Dunkelheit. Doch manchmal kann einem schon ein leicht unheimliches Gefühl überkommen, wenn man Gestalten auftauchen sieht, die einem Horrorfilm entsprungen zu sein scheinen. Die Polizei ist sehr aufmerksam und achtet darauf, dass Ausländer und Frauen nicht in Gefahr geraten. – Ein Professor der Philosophischen

Fakultät unserer Studenten wurde einmal nachts überfallen. Der Räuber, ein junger Mann, war auf seinen Computer aus. Der gute Professor wurde dabei in eindeutig mörderischer Absicht mit einer Eisenstange so gewalttätig angegangen, dass er heute in seinem Gesichtsschädel mehr Metall als Knochen trägt. – Erst jüngst wurde am hellen Mittag von vier Männern eine Leiche in einem Tuch über den Marktplatz an mir vorbei getragen. Einige kleine Utensilien waren dem etwa zwanzigjährigen Mann beigelegt, wohl die bescheidene Ware, die er angeboten hat. Sein Tod kann neben Drogenkonsum oder Krankheit durchaus auch heimliche Gewalt als Ursache gehabt haben. Die schockierten Gesichter einige Händler und Kunden folgten ihm, ansonsten nahm niemand groß Notiz von dem Vorgang, der in Manila allenthalben zur Tagesordnung gehört.

Da taucht in mir gelegentlich die Erinnerung an ein Erlebnis auf, das mit den Philippinen nichts zu tun hat, aber ähnlich auch meinem Freund Joey Velasco hier widerfahren ist. Darum soll es in diesem Zusammenhang doch erzählt werden, denn bei mir geschah es vor wenigen Jahren, dass ich einmal in höchste Lebensgefahr geriet. – Das war allerdings noch in Italien. Ich war allein, als ich in einen kühlen, verdunkelten Raum geführt wurde, in dem ich mich einigen vermummten Gestalten gegenübersah. Alles kräftige Männer, so an die vier oder fünf. Einer von ihnen hielt ein Messer in der Hand. Durch die engen Augenschlitze ihrer Gesichtsmasken blickten sie wie bedrohliche Wesen aus einem anderen Planeten auf mich. Einer anderer trug eine dicke Hornbrille. Alle starrten auf mich, als hätten sie nur auf mich gewartet; keiner sprach ein Wort. Alle schienen sie zum Äußersten entschlossen zu sein. Mein Herz pochte bis zum Hals. Zwei weitere, ebenfalls verkleidete, aber unmaskierte Männer fesselten mich sofort an Armen und Beinen. Jeder Hilferuf wäre vergebens gewesen und an eine Gegenwehr war nicht zu denken. Es wäre wohl auch unklug gewesen, mich in dieser aussichtslosen Situation gegen ihre Übermacht zur Wehr zu setzen. So schwanden mir schließlich die Sinne und ich fiel in eine tiefe Bewusstlosigkeit, aus der ich erst nach sechs Stunden wieder erwachte. – Was in der Zwischenzeit alles geschah, daran habe ich keinerlei Erinnerung. Doch auf jeden Fall will ich diesen Männern dankbar bleiben, denn durch das Einsetzen von drei Bypässen an meinem Herzen haben sie mir damals mit Sicherheit mein Leben gerettet und mir dadurch ermöglicht, dass ich heute in den Philippinen sein kann.

* * *

2. EIN TAG IN MANILA (2010)

Nicht einmal meinen Kaffee habe ich ausgetrunken, so eilig bin ich in aller Frühe aufgebrochen, um einen Tag in Manila zu verbringen, dort einige Erledigungen zu machen, Sehenswürdigkeiten zu sehen und vor allem mit einem jüngst aus Italien angekommenen Bekannten Wiedersehen zu feiern. Es war ein Tag, auf den ich mich lange gefreut hatte, und so machte ich mich voller Erwartungen auf den Weg. Meine Kleidung war sommerlich leicht und der Einladung angemessen. In einer kleinen Aktentasche steckten die Dokumente für die Ausländerbehörde, in einer Plastiktüte war eine Ananasfrucht verstaut als Gastgeschenk für meinen Freund. Ohne ein Geschenk sollte man hier kein Haus betreten. Mit der reifen, duftenden Ananas wollte ich ihm den Willkommensgruß des Landes entbieten, denn Ananas beherrscht in unserer Gegend den Alltag und gilt fast als Währung: als Währung zum Bezahlen und als Währung für die Gefühle des Herzens. Bringe eine Ananas, und du bist überall ein willkommener Gast!

Im frühen Morgenlicht machte ich mich also auf den Weg und ließ mich mit einem Tricycle (ein Dreirad) – denn es stand nichts Besseres zur Verfügung – zur Bushaltestelle bringen, in der Hoffnung, so früh am Tage noch einen bequemen Sitzplatz am Fenster für die doch zweieinhalb Stunden dauernde, eintönige Fahrt zu sichern. Nach einigem Warten kam mein Bus, doch zu meinem Erschrecken musste ich feststellen, dass alle Plätze bereits besetzt waren und einige Fahrgäste im Mittelgang gedrängt an den von der Decke baumelnden Handgriffen hingen. Eine besondere Veranstaltung in Manila muss wohl all diese Leute veranlasst haben, mit dem Frühbus zu reisen. So fügte ich mich in mein Schicksal, frisch, wie ich zu dieser Stunde noch war, ertastete mit den Füssen einen sicheren Stand und hielt meine Mappe und die Tüte mit der Ananas in beiden Händen. Vor allem die Ananas folgte jeder Bewegung des Busses, jeder Kurve, jedem Bremsen und jeder Beschleunigung wie ein Pendel und stieß mal dem einen, mal dem anderen Nachbarn ans Bein, was mir gelegentlich unfreundliche Blicke einbrachte.

Der spätere Vormittag war angebrochen, als ich, von der Fahrt schon gezeichnet, in der Stadtmitte ankam, und es war inzwischen dämpfig und feucht geworden, wie es hier in Meeresnähe oft zu sein pflegt. Ich brauchte dringend eine Erfrischung und freute mich auf einen Fruchtsaft, der an einem Stand voll der frischesten und herrlichsten Früchte angeboten wurde. Ich bestellte einen Becher Mango-Saft, aber schon der erste Schluck überzeugte mich, dass es sich unmöglich um frisch gepressten Fruchtsaft handelte, sondern um eine Limonade, wie wir sie uns als Kinder in der Nachkriegszeit aus ‚Frigeo-Geistern' zusammenbrauten. Ich wollte aufbegehren, doch man beschied mir, zu bezahlen und das Getränk stehen zu lassen, wenn es mich nicht befriedige.

Gedemütigt wollte ich dies auch umgehend tun, doch ein neues Missgeschick hinderte mich daran. Aus meiner Tüte, die ich sorgsam auf die Erde gestellt hatte, war meine Ananas geradewegs unter den Ladentisch des Früchtehändlers gekullert. Der war nicht wenig erstaunt, als ich unter seinen Tisch kroch und ihm die Ananas zeigte, von der er ja nicht wissen konnte, dass sie die meinige war. Ich befand mich in einer peinlichen Situa-

tion und versuchte, mit Händen und Füssen und in sieben Sprachen dem Mann deutlich zu machen, dass ich diese Ananas von weit hierhergebracht habe, um einem Freund das Willkommen der Philippinen zu entbieten. Zwei Zeugen, die das Missgeschick beobachtet hatten, überzeugten schließlich den misstrauischen Verkäufer davon, dass es sich wirklich nicht um seine Ananas handle; so konnte ich in Frieden scheiden. Aber unangenehm war es schon, und in mir erwachten meiner Ananas gegenüber unfreundliche Gefühle.

Nun sollte es schnurstracks zur Ausländerbehörde gehen. Die Sonne begann zu stechen und die zunehmende Schwüle machte das Atmen langsam. Außerdem hatte ich das Empfinden, die Ananas würde immer schwerer. Der Plastikgriff der Tüte zeichnete sich an meinen Fingern als blauer Streifen ab und zeigte eine Schwächung der Durchblutung an. Mal rechts, mal links trug ich die Ananas zum Eingang des Ausländeramtes, wo bereits eine lange Menschenschlange auf Einlass wartete. Nachdem ich in dieser Schlange wiederholt von einem Bein auf das andere getreten war, entdeckte ich, dass die Wartenden eine Nummer in den Händen hielten; diese war um die Ecke an einer anderen Türe zu erhalten, wo man auch registriert wurde. Viel Zeit war verstrichen, ehe ich dort langsam zu meiner Nummer vordrang. Lange hatte alles gedauert, viel länger, als ich es hier erzählen kann. Es wurde Mittag, die Behörde schloss die Tore bis zwei Uhr. Mittagspause also auch für die Wartenden. In einem kleinen Lokal in der Nähe, das Speise und Trank bot, stellte ich die lästige Ananas besonders umsichtig zwischen ein Tischbein und die Wand, damit sich das Unglück nicht wiederhole, und freute mich über den Sitzplatz und die Stärkung für die Geschicke des Nachmittags, an die ich mich am liebsten gar nicht mehr erinnern würde.

Nach erneutem Anstehen wurde mir kurz nach 15:00h beschieden, dass meine Nummer heute nicht mehr bearbeitet wird und ich mich kommende Woche am gleichen Tag und zur gleichen Stunde mit derselben Nummer erneut vorstellen sollte, wo mein Fall dann auch endgültig abgeschlossen würde.

Schon während des Wartens hatten sich in der Mittagshitze vom Meer her schwere Wolken zusammengezogen, die Schlimmes befürchten ließen. Tatsächlich begann leichter Regen zu fallen, vor dem ich mich in den Gängen der Ausländerbehörde in Schutz bringen konnte. Gesegnet seien die sonst so beargwöhnten Gänge aller Behörden! Nachdem ich aber das Gebäude verlassen hatte, fiel urplötzlich ein Platzregen vom Himmel, vor dem es keine Rettung gab. Es tat einfach einen Klatsch und schon klebte mir die leichte Sommerkleidung am Leibe, als wäre ich angezogen in den Stadtbrunnen von Bad Wurzach gesprungen. In der Tüte, aus deren unteren beiden Ecken das Wasser bereits herausrieselte, begann auch meine Ananas zu schwimmen, und die dünnen Trageschleifen wurden länger und länger. Aus den Schuhen quoll das Wasser. Ich muss ausgesehen haben wie ein an Land gespiener Jonas. Das eine war klar: Bei meinem Bekannten konnte ich mich in diesem Zustand unmöglich zeigen. Ich beschloss, sofort die Heimreise anzutreten. Per Anruf schilderte ich meine Situation und teilte mit Bedauern meinen Entschluss mit. Trotz seines Drängens beharrte ich auf meinem Vorsatz.

So kehrte ich, während der Regen allmählich nachließ und meine Ananas-Tüte langsam zu tröpfeln aufhörte, zum Bahnhof zurück und bestieg den Bus. Bis zur Abfahrt verging noch etwas Zeit, in welcher nicht nur ich, sondern auch weitere Fahrgäste allmählich trockneten und ihre Kleidung und Haare wieder in Ordnung zupften. So stieg die Luftfeuchtigkeit im Bus zusehends an, bis der Fahrer die Klimaanlage auf volle Leistung schaltete, was unseren Bus nach und nach in einen Eisschrank verwandelte, in dem ich zu frösteln und zu zittern begann, zwei lange Stunden hindurch.

Am frühen Abend kam ich glücklich zuhause an. Die letzten Kilometer bis zum Kolleg legte ich wiederum mit einem Tricycle zurück, dessen Fahrer ich dann vor meiner Haustüre jene dumme Ananas schenkte, die ich in der freundschaftlichsten Absicht den lieben, langen Tag als lästigen Ballast mit mir geschleppt und die mich in unangenehme Situationen gebracht hatte. Daheim fand ich dann mit Geist und Körper langsam wieder in eine geordnete Normalität zurück und dachte an den Termin der kommenden Woche, wo ich den Behördengang erledigen und meinen Freund besuchen würde; dann allerdings ohne Ananas.

Was soll ich nur am Ende eines solchen Tages sagen? Schade um den guten Kaffee!

* * *

3. IM JEEPNEY (2008)

Zu den wirklich nützlichen Errungenschaften der philippinischen Kultur gehört zweifellos das ‚Jeepney' (sprich: Dschipni). Das ist ein Kleinbus im wahrsten Sinn des Wortes. Seinen Namen hat es von seinem Ursprung, denn es ist eigentlich nichts anderes als ein in die Länge gezogener Militärjeep, an dem außer der Länge nichts verändert wurde. Er bietet über zwanzig Personen Platz. Ich weiß nicht, wie es zu diesen Jeepneys kam; womöglich sind vom Krieg der 40-er Jahre zurückgebliebene Jeeps der Amerikaner die Vorväter dieser Beförderungsmittel. Eingeborener Erfindergeist ließ die Leute hier die Chance erkennen, aus den Kriegsresten zahlreiche, leicht gebaute und doch leistungsfähige Fahrzeuge zu erstellen, die praktisch unverwüstlich und endlos erneuerbar sind, da sich vom Rücklicht bis zu den Scheinwerfern sämtliche Einzelteile leicht beschaffen lassen. So werden die alten Modelle nach und nach erneuert oder in ihrer ursprünglichen Substanz ‚verdünnt', aber sie fahren und erfüllen ihren Zweck vollauf.

Es gibt heute auch immer mehr neu gebaute Jeepneys. Die sehen anders aus; wie aus dem Juwelierladen: hochglanzpolierter Edelstahl rundum. Bis zu zwölf hohe, schlanke und völlig nutzlose Antennen an allen Enden, wie beim Begleitfahrzeug des amerikanischen Präsidenten, umgeben das Vehikel als magischer Schutz und signalisieren das Selbstbewusstsein des Fahrers. Eine Scheinwerferbatterie am Bug und auf dem Dach hat Dimensionen, als müsste sie ein ganzes Stadion ausleuchten. Außen prangen Aufkleber mit anstürmenden Adlern, kraftprotzenden Muskelmännern oder poppigen Wolken und Blitzen, und auf der weit vorgeschobenen Kühlerhaube sollen Greifvogel, Raketen- und Flugzeugmodelle oder schöne Wassernixen die Fußgänger beeindrucken und dem Fahrer Glück bringen. Und hinten drauf, ganz hinten, steht mit schwarzem Lack die Frage geschrieben: „Wie ist mein Fahren? Rufen Sie mich an!"

Innen befindet sich den Fenstern entlang zu beiden Seiten je eine Bank. Der Einstieg, der zugleich auch Ausstieg ist, befindet sich an der Rückseite. Eine Türe gibt es nicht. Gewöhnlich ist es dunkel da drinnen, es herrscht gedämpfte Stimmung, denn des Motorenlärmes wegen ist ein Gespräch unmöglich. Außerdem wird alle 500 m angehalten und an jeder Haltestelle werden auch die Insassen neu gemischt. Das geringe Fahrgeld wird durch die Hände der Nachbarn nach vorne zum Fahrer gereicht, der das Wechselgeld auf demselben Wege wieder zurückschickt. Und es stimmt immer! Bunte Vorhänge mit grellfarbigen Quasten und Fransen lassen zuweilen den Eindruck entstehen, man befinde sich in einem Beduinenzelt, doch der Eindruck täuscht. Ein Europäer hat eher das Empfinden, als befände er sich in einer Katakombe, denn das Innere gleicht mehr einem langen, dunklen Schlauch als einem Transportmittel des 3. Jahrtausends. So kann man das Gefährt nur mit tief gebeugten Knien und im Kriechen besteigen, wobei man mit der Wirbelsäule der Decke entlang gleitet, mit den Händen den Kopf schützt oder das Gepäck umfasst und mit den Beinen vorsichtig nach vorne tastet, um niemanden auf die Zehen zu treten, denn stehen oder gehen kann darin keiner, und beim Sitzen ragen die Beine oft bis zur Mitte der schmalen ‚Laufbahn'. Man muss sich wirklich vorsehen, möglichst rasch einen Sitzplatz zu ergattern, um nicht schon beim

Anfahren wieder rücklings aus dem Fahrzeug zu purzeln. Wenn man sich dann einigermaßen eingerichtet hat, dann allerdings kommt man gut voran.

Ich selbst habe mich schon wiederholt dieses Vehikels bedient, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“, und dabei auch manche interessante Eigenheit der Filippinos kennengelernt. Eine davon sind die insistierenden Fragen, die den Nachbarn – ob bekannt oder unbekannt – in aller Öffentlichkeit gestellt werden, zum Beispiel: „Ich habe gehört, Sie haben gestern mit Ihrer Frau gestritten, stimmt das? Wo fahren Sie hin, wo kommen Sie her, was haben Sie in der Tasche? Warum haben Sie da eingekauft und nicht dort, was hat es gekostet, wie viel verdienen Sie im Monat? Haben Sie Schulden? Welches Erlebnis in Ihrem Leben hat Sie am meisten beeindruckt? Sind Sie verheiratet, und warum?“ Und so weiter und so weiter… Die Einheimischen verziehen als Antwort oft nur die Augenbrauen, den Mund oder das ganze Gesicht. Ausländer aber antworten anfangs noch, wenngleich widerwillig, aus Anstand. Erst nach und nach werden sie hilflos und verlegen – und womöglich empört. Man kann aber auf alle die Fragen ruhig antworten, denn in Wirklichkeit ist der Fragesteller an keiner Antwort interessiert; er will nur das Gespräch im Fluss halten und den Fremden unterhalten. Mich selbst kann die Fragerei allerdings auf die Palme bringen, wohin in dem niedrigen Jeepney der Weg allerdings sehr kurz ist!

Und nach oben schauen kann man ohnehin nicht. Mit gekrümmter Wirbelsäule sitzt man da, tief nach vorne gebeugt, und der Blick reicht nicht einmal zu den Fenstern gegenüber. Solange man fährt, besteht die Welt eigentlich nur aus dem kleinen Stückchen Boden, auf dem sich rechts und links die Füße reihen wie die Hühner auf der Stange. Und dies ist nicht ganz ohne Reiz. Im heißen Klima tragen die Menschen nur Sandalen, die von einem Band zwischen den Zehen gehalten werde. Doch nicht die Sandalen sind das Interessante, nein, die Bemalung der Fußnägel der Mädchen, Frauen und Damen ist es, was mich einmal wirklich die ganze Fahrt über in Bann genommen hat. Welche Pracht an Phantasie und Farbe! Welche Vielfalt an Lacken und Glimmerpulver! Welcher Zeitaufwand für Gestaltung! Hier zeigt sich die ganze Kreativität und Individualität des *homo sapiens*! Nicht nur rot und blau oder grün ist der Anstrich, nein, gesprenkelt oder meliert, in geometrische oder bewegte Kraftfelder gegliedert, mit Punkten oder Kringeln verziert; Sterne und einen kleinen Mond habe ich schon entdeckt, oder ein Gittermuster wie ein Gefängnisfenster. Auch kleine lachende Gesichter oder Grimassen kann man finden. Es ist erstaunlich, was Menschengeist zu schaffen vermag. Die Seele des Menschen offenbart sich nicht nur in den Augen und im Antlitz, nein, bis hinab zu den tiefsten Extremitäten reichen die gestaltende Kraft der Selbstdarstellung und der Wille zu Individualität.

Der hohe ästhetische und kulturelle Wert dieser Welt der Kleinkunst ist meiner Meinung nach bis heute überhaupt noch nicht erkannt und gewürdigt worden. Ihr ist bisher noch kein Museum als Heimstatt gebaut, noch kein Kunsttempel als Schrein errichtet worden. Doch nach allem, was ich diesbezüglich hier gesehen habe, bin ich fest davon überzeugt, dass eines Tages der Louvre vom Gerümpel vergangener Jahrtausende befreit und seine Wände mit bemalten Fußnägeln behangen sein werden. Die Sammler werden ihre alten Rembrandts und Picassos auf dem Trödlermarkt feilbieten, und Sotheby‘s wird die besten Nagel-Unikate

zu neuen Rekordpreisen unter den Hammer bringen. – Dann werden auch die Preise für wollene Socken steigen, denn die Damen der Schöpfung werden ihre Schätze nicht mehr so öffentlich zur Schau stellen, wenn sie ihres Lebens sicher sein wollen.

An einer Haltestelle – ich saß doch ziemlich vom Eingang entfernt – stieg einmal eine Dame ein und grüßte mich, nachdem sie Platz gefunden hatte, mit einem freundlichen „Good morning, Father!“. In meiner gebeugten Unbeweglichkeit konnte ich unmöglich zu ihr aufblicken, doch glaubte ich, sie an den Fußnägeln zu erkennen: Es musste unsere Nachbarin sein, Frau Imelda Grazia de Santos, – und sie war es!

* * *

4. IM TRICYCLE (2008)

Das von den Filippinos ‚Tricycle' genannte Fahrzeug ist ein lebenswichtiges Verkehrsmittel und aus dem Alltag nicht wegzudenken. Bei der Zersiedelung des Landes ist es jenes unentbehrliche Gerät, das Kommunikation und Transport überhaupt erst ermöglicht. Es bringt die Menschen von den abgelegensten Häusern oder entferntesten Siedlungen zueinander oder zur nächsten Haltestelle an der Hauptstraße, wo man in ein sogenanntes ‚Jeepney' (sprich: Dschipni) umsteigt, einen Kleinbus, der zum Highway fährt, wo dann die Linienbusse die Verbindungen zu den umliegenden Städten herstellen. Und wenn man z. B. nach Manila will, dann muss man zusätzlich noch mit der S-Bahn vom Stadtrand zur Stadtmitte fahren. Es ist manchmal schon sehr umständlich, sich hier übers Land zu bewegen; doch zurück zu den „Tricycles".

Diese sind nichts anderes als Leichtmotorräder mit einer angeschweißten, halb geschlossenen Personenkabine mit der lichten Höhe von etwa 80 cm. Eine kleine Sitzbank von rund 70 cm Breite ist für zwei Personen, was für die zierlich gebauten Filipinos durchaus Maßarbeit bedeutet. Ein Europäer rollt sich da in Höhe und Breite wie ein Mops in der Dose zusammen. Überall sind diese ‚Tricycles' zu finden, und schon von weitem hört man sie wie wild gewordene Hornissen ausschwärmen. Selbst von entfernten Straßen dröhnt das Geheul der geschundenen und überdrehten Motoren übers Land, bei Tag und bei Nacht. Sie sind allgegenwärtig, und vor allem, ihre Fahrer kennen die Umgebung und jedes Haus. Wenn Taxifahrer nicht mehr weiterwissen, fragen sie ein ‚Tricycle' nach dem rechten Weg.

Es ist ein sportliches Fahren mit ihnen, doch für ältere Personen ist es ein nicht unbedingt zu empfehlendes Vergnügen. Sie schießen um die Kurven, sie fahren oft auf der Gegenseite, sie weichen mit unvermuteten Haken einem Schlagloch oder einem Hund aus, sie halten zu einem kleinen Plausch an, wenn sie einen Bekannten treffen und sie tanken zwischendurch zwei oder drei Liter, wann immer dies ihnen ratsam erscheint. In unserer Nähe geht der Weg durch eine Talsenke. Ab einem genau berechneten Punkt wird Vollgas gegeben, dass die Motoren qualmen, und es wird Schwung geholt für die kleine Steige, die nach einer über den Wasserlauf geschlagenen Behelfsbrücke den Gegenhang hinaufführt. In dieser Phase fühlt man sich wie im freien Fall, und jeder Fahrer setzt seinen Ehrgeiz darein, möglichst ohne zu schalten die Höhe zu erreichen. Doch noch keinen habe ich erlebt, dem dies gelungen ist, im Gegenteil. Jedes Mal kommt man oben an wie auf den Knien, mit der allerletzten Kraftanstrengung, wobei sich der Fahrer weit nach vorne beugt, um seinem Drahtesel noch den letzten, kleinen und entscheidenden Schwung zu geben. Zur Ehrenrettung der Fahrer sei jedoch auch gesagt, dass ich bisher noch nie ein solches Fahrzeug den Berg hinaufschieben musste.

Meist junge Burschen entschließen sich früh zu dieser Arbeit, die praktisch keinerlei Ausbildung verlangt und abwechslungsreich ist. Viele von ihnen bleiben diesem Beruf bis ins hohe Alter treu, denn obschon die Einnahmen bescheiden sind, sichert er doch einen Ertrag, der für den Unterhalt einer Familie genügen mag. Außer Benzin fallen keine Unkosten an, da etwa nötige Reparaturen selbst oder im Freundeskreis ausgeführt und notwendige Ersatzteile aus dem Schrott besorgt werden. Mit einem gelegentlich erneuerten Reklameaufkleber, der einem den letzten Blick durch die matte Plastikscheibe nimmt, oder einem Stück ausgefransten, bunten Stoffes ist auch dem Kundenservice und dem Komfort des Fahrgastes Genüge getan. Die meisten von diesen schließen während der Fahrt wohl ohnehin die Augen, denn jede Fahrt ist eine Herausforderung und ein Abenteuer.

Das erste Schlagloch verursacht eine Platzwunde an der Schädeldecke, beim zweiten beißt man sich die Zunge ab, nach dem dritten fallen die Zähne aus und das vierte quetscht schmerzhaft sämtliche Bandscheiben. Erst das fünfte Schlagloch bringt Linderung, denn die Sitzfläche ist inzwischen derart narkotisiert, dass man in seliger Stimmung zu schweben meint und von den Unebenheiten des Lebens nichts mehr spürt. Allerdings gerät man dabei nach und nach in einen Trance-Zustand, der völlig vergessen lässt, wohin man eigentlich wollte. „Nur noch nach Hause, so schnell wie möglich“ – ist dann der Sinn, und man bedeutet dem temperamentvollen Fahrer, wieder zum Ausgangspunkt zurückzukehren.

Dem ist es recht, denn so kann er gleich für Hin- und Rückfahrt kassieren.

* * *

5. DIE ATE (2011)

Wissen Sie, was hier in den Philippinen eine ‚Ate' ist? Wohl nicht. Ich nehme Ihnen dies durchaus nicht übel und will es, sollten Sie Geduld und Interesse haben, gerne erklären.

Ich tue dies umso lieber, da ich auf diese Weise einmal von den heiteren Seiten des Lebens in der Mission erzählen kann, im Gegensatz zu den gewohnten Berichten über Not und Elend der Menschen oder über die Sorgen und Mühen der Missionare, die wir darob keinesfalls vergessen wollen. So werden Sie im Folgenden also etwas erfahren über ‚Land und Leute' und kleine und nebensächliche Begebenheiten, die man zunächst nur wie einen flüchtigen Funken wahrnimmt, die dann aber doch einen Einblick geben in das ‚Milieu', in dem wir mit den Menschen unseres Gastlandes leben. Und manche dieser flüchtigen Eindrücke verbinden sich mit einer Geschichte, die sich tatsächlich ereignet hat und mehr oder weniger genau in der Erinnerung weiterlebt.

Eine solche liebenswerte Begebenheit erlebte ich beispielsweise im Norden unserer Insel anlässlich der Primiz unseres ersten einheimischen Priesters. Es war ein heißer, ein sehr heißer Maiensonntag, denn hier ist der Mai, zusammen mit dem April, wie in Europa der August, der Höhepunkt des Sommers und der Trockenzeit. Das Dorf, in dem diese Primiz stattfand, war eine Woche zuvor von einem gewaltigen Taifun heimgesucht und teilweise zerstört worden. Es gab kein einziges Haus, das keinen Schaden genommen hätte. Die Pfarrkirche allein hatte alles relativ unbeschadet überstanden und war mit Sorgfalt hergerichtet: schöner Blumenschmuck mit mehr Blättern als Blüten, die Heiligenstatuen waren in prächtige Gewänder gehüllt, der elektrische Anschluss für das Harmonium und für die in Kopfhöhe an den Wänden angebrachten Ventilatoren, die für Kühlung sorgen sollten, waren instandgesetzt. Trotz ihres traurigen Schicksals nahm die Bevölkerung zahlreich und in ansteckender Begeisterung und Freude an der Primizfeier teil, und da auch zahlreiche Mitbrüder und Priester als Gäste an der Feier anwesend waren, gab man sich besondere Mühe um eine würdige und erhebende Gestaltung der Feier.

Ich befand mich vor Beginn des Gottesdienstes in der Sakristei und erlebte all die Aufregung und das Durcheinander, das einen solchen Tag erst richtig zum Festtag macht. Zwischen den aufgeregten Ministranten, Mesnern, Lektoren, Chormitgliedern, Blumenfrauen, dem Primizianten, dem Pfarrer und uns Gästen ging es hin und her und durcheinander, und hie und da meinte man wirklich, das berühmte Festtagsteufelchen am Werk zu sehen, denn manches klappte nicht, manches war nicht aufzufinden, manches der vorausgehenden Vorbereitungen und Proben war vergessen. Genau, wie bei uns!

Der Oberministrant sammelte seine Schützlinge, acht kleine Jungen als Kerzenträger, und schärfte ihnen noch ein letztes Mal die Verhaltensregeln ein: Haltung und Gang mit einer dem hohen Anlass angemessenen Würde. Vor allem, die Kerzen: ja, die sollten mit beiden Händen in gleicher Höhe ausgerichtet, beim feierlichen Einzug getragen werden, nicht zu rasch, und nicht zu langsam, und vor allem, ohne zu wackeln, damit das Wachs nicht tropfe und die Flamme ja nicht erlösche, denn eine Kerze, die nicht brenne, mache keinen Sinn. Er schärfte noch einmal ein, dass besonders beim Evangelium und bei der Wandlung die Ker-

zen ganz wichtig seien, und die kleinen Jungen nahmen sich diese Mahnungen sichtlich zu Herzen. Das war an ihren ernsten Gesichtern klar zu erkennen. Für sie war ihr Dienst ein großer und wichtiger Dienst. Doch – ich sprach ja vom Festtagsteufelchen: alle waren in Reih und Glied aufgestellt, die Glocke läutete, die Sakristeitüre öffnete sich, das Harmonium erklang, der Chor begann zu singen, die Einzugsprozession setzte sich langsam und würdig in Bewegung, und als die Kerzenträger durch die Sakristeitüre in den Kirchenraum traten und der Wand entlang zum Mittelgang schritten, bliesen die Ventilatoren alle Kerzen aus, alle, eine nach der anderen. — Etwas später sah ich auch, wie der Mesner, der zwischendurch eine erloschene Altarkerze neu entzünden musste, sein Löschhorn mit dem brennenden Docht einfach vor einen der Ventilatoren hielt, und – aus war er.

Aber richtig, ich wollte Ihnen ja von der ‚Ate' erzählen. Die Ate ist eine Besonderheit der Philippinen. Sie ist genau das Gegenstück zum ‚Kuja'. So kann ich anhand des ‚Kujas' erklären, was eine ‚Ate' ist. Oder wissen Sie bereits, was ein ‚Kuja' ist? Nun, er ist unter den Männern dasselbe, was unter den Frauen die ‚Ate' ist. Die Filipinos haben nämlich kein Wort für ‚Bruder' oder ‚Schwester', sondern sie bezeichnen sich gemäß der Reihenfolge der Geburt. Die Anrede ‚Kuja' ist immer dem Älteren gegenüber vorbehalten. Wer immer also in einer Familie einen ‚Kuja' hat, hat stets zumindest einen älteren Bruder. Nur der Älteste der Geschwister hat keinen ‚Kuja', während der Jüngste so viele ‚Kujas' wie Brüder hat. Und genauso verhält es sich mit der ‚Ate'. In einer Familie ist jede ältere Tochter für ein jüngeres Geschwister, egal ob Junge oder Mädchen, eine ‚Ate'. Auf diese Weise wird das Verantwortungsbewusstsein eines jeden Geschwisters für alle jüngeren auch in der Erziehung betont.

Doch diese Bezeichnung und diese Einstellung einem Älteren gegenüber greift weit über den Familienverband hinaus und betrifft die gesamte Gesellschaft. So wird im Alltagsleben jede ältere Person, die nicht einen höheren Dienstrang für sich beanspruchen kann, einfach mit ‚Kuja' oder mit ‚Ate' angeredet. Lehrer, Ärzte, Polizisten, Kellner, Schalterbeamte, Krankenschwester, Verkäufer usw. usw. werden einfach mit ‚Kuja' oder ‚Ate' angeredet. So ist es hier, und es scheint zu funktionieren, und der Alltag und seine menschlichen Begegnungen und Beziehungen verlaufen friedlich und familiär. Und das ist schön so. Manchmal erinnert mich dies an meine Kindheit, als der Arzt als ‚Onkel Doktor', und die Kinderschwester, wenn sie keinem Orden angehörte, als ‚Tante' bezeichnet wurden.

Tatsächlich enthält der Begriff ‚Ate' sehr viel von der Empfindung, die man einer Tante gegenüber zu haben pflegt, vor allem wenn es sich um eine ‚Ate' handelt, die in einem Familienhaushalt mitarbeitet und zur Familie gezählt wird. Ein solche ‚Ate' ist fleißig, schont sich nicht, erfüllt alle Wünsche, ist geduldig und gutmütig, lässt sich niemals aus der Ruhe bringen, kurz: eine Seele von Mensch. Viele Geschichten und Anekdoten werden über diese ‚Ates' erzählt, und auch ich selbst habe ein Erlebnis gehabt, das ich für berichtenswert halte und deshalb zum Schluss ganz kurz erzählen möchte.

Die ‚Ate', von der hier die Rede sein wird, besorgt seit Jahren in Manila den Haushalt eines Pfarrers. Sie ist die Seele des Hauses, sie betreut den Pfarrer und seine Gäste, öffnet die

Tür, wenn die Hausglocke läutet, hat ein Herz für Arme und Bettler, sie ist sehr auf das Ansehen ihres Hausherrn bedacht und vor allem, sie behält in jeder Situation die Ruhe.

In der Pfarrei wurde ein Jubiläum gefeiert, zu welchem ich mit anderen Priestern eingeladen war. Auch der Bischof war anwesend und hielt im feierlichen Gottesdienst eine zündende Predigt, die ich zwar nicht verstand, die aber ausgezeichnet gewesen sein muss, denn er erhielt kräftigen Applaus, langanhaltend und herzlich, was zeigte, das er in den Herzen seiner Diözesanen einen sicheren Platz hat. Wie es sich bei einem Fest gebührt, wurden die Gäste nach der Feier zu einem kleinen Imbiss, einer ‚Merienda', ins Pfarrhaus eingeladen, wo kleine Stärkungen und Getränke bereitstanden, die allenthalben Zuspruch fanden. Der Bischof, der mit einer Tasse Kaffee in der Hand den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, verlangte nach Zucker für sein Getränk, und diese Bitte wurde von Mund zu Mund weitergegeben bis hinein in die Küche, wo die gute ‚Ate' mit den vielerlei Tätigkeiten beschäftigt war, die ein solcher Anlass und solche Gäste mit sich brachten. Allen wollte sie es recht machen und es an nichts fehlen lassen. Doch die Zeit verging, die Gespräche liefen weiter, der Bischof begrüßte diesen und jenen, nippte zwischendurch an seiner Kaffetasse, anfangs noch zögernd in Erwartung des Zuckers. Als die Zeit deutlich vorangeschritten, der Kaffee kälter und kälter und sein Pegelstand in der Tasse niedriger und niedriger wurden, begann der hohe Gast damit, sehr zielgerichtet nach der Küchentüre zu blicken, ob wohl der Zucker noch kommen würde? Diese Blicke und ihre Absicht konnten nicht verborgen bleiben. Man ging in die Küche, und hier war nun der Augenblick, an dem unsre gute ‚Ate' ins Spiel und ihr ganzes, mütterliches und treusorgendes Wesen zum Vorschein kamen. Denn unsere ‚Ate' saß vor der Küchentüre und klaubte in aller Ruhe mit einem Kaffeelöffelchen sorgfältig die Ameisen aus der Zuckerdose. Niemand wollte sie bei dieser Verrichtung stören, und niemand war ihr darüber böse, auch der Bischof nicht.

So wollen auch wir, lieber Leser, sie nicht von ihrem wichtigen Tun ablenken, sondern lächelnd dafür dankbar sein, dass es allenthalben auf der Welt noch so gute Seelen gibt, wie hier, in den Philippinen, diese ‚Ate'.

* * *

6. EIN HAUS WIRD GEBAUT (2011)

Zwanzig Arbeiter, von morgens bis abends.
Einer im weißen Hemd,
Papier in der Hand,
kommt täglich im Auto aus der Stadt
wo er wohnt.

Ein anderer in neuen Jeans und T-Shirt,
kommt auf dem Motorrad, sitzt im Schatten,
raucht Zigaretten und beobachtet die Arbeiter,
Die Nacht verbringt er im Dorf,
von wo man ihm das Mittagessen zur Baustelle bringt.

Die anderen, in Sandalen, ohne Hemd,
trotz Sonne und Regen.
Auf einem kleinen Feuer kochen sie den Reis.
Nachts schlafen sie im Hühnerstall.

Jede Woche ist Zahltag. Da sind sie alle beisammen,
und ein jeder erhält, was er zum Leben braucht:
Der aus der Stadt, braucht etwas für sein Auto
und für sein Haus
und für Waschpulver für sein weißes Hemd.
Der auf dem Stuhl braucht etwas für Benzin,
und etwas für Zigaretten,
und vielleicht etwas für die Miete im Dorf.

Die anderen brauchen fast nichts,
denn Reis wächst überall;
nur etwas Fahrgeld zur Familie,
am Wochenende.

Die Arbeit geht gut voran.

PGM

7. EIN JAHR IN TALON (2009)

Ich komme immer in Verlegenheit, wenn ich über mein Leben in der Mission erzähle, denn eigenes Erleben vermittelt einen Eindruck von der Wirklichkeit der Lebensumstände und des Alltages. Berichte dagegen regen zu sehr die Phantasie an und wecken jene Traumbilder und Vorurteile, die man sich gemeinhin von der Missionsarbeit in einem armen tropischen Land machen möchte.

Wer Fotos von unserem Ausbildungshaus hier in Talon sieht, oder auch wer zum ersten Mal zu Besuch kommt, ist zunächst erstaunt und entzückt über unser Haus und seinen Garten: „Herrlich, eine Villa in einem paradiesischen botanischen Früchte- und Blumengarten!“, hört man dann. Und es ist wahr, man baut hier anders als in Europa. Die Räume unseres Seminars sind großzügig, haben große, Tag und Nacht zum Innenhof hin offenstehende Fenster, die nach außen vergittert sind und das ganze Haus durchlüften und erhellen und Sonne und Mond hereinscheinen lassen. Unsichtbare Schnakennetze halten nicht nur die stechenden Plagegeister fern, sondern auch allerlei unwillkommenes Kleingetier wie Nachtschwärmer, Spinnen jeder Größe und vielleicht auch manch kletternde Echse, deren Besuch nicht gerade beruhigend wirken würde.

Betritt man jedoch das Haus, dann ist unschwer festzustellen, dass es innen einem Rohbau gleicht, der eben notdürftig bezogen und eingerichtet wurde. Von Ausstattung, Möbeln, Vorhängen, Schränken, gemütlichen Ecken für private Lektüre oder Unterhaltung keine Spur. Auch an sonstiger Ausschmückung wie Bildern, Tapeten, Blumen, Tischtüchern, Geschirr und Besteck usw. fehlt es. Speisesaal und Kapelle sind nüchterne Räume, gerade mit dem Unentbehrlichsten ausgestattet. Und ebenso ist es auf den Zimmern: Bett, Stuhl, Regal, Schreibtisch und vielleicht ein Arbeitsplatz für den Computer. Die anschließende Nasszelle ist wohl der einzige ‚Komfort‘, der jedoch in diesem feuchtwarmen Klima – in welchem Kleider und Schuhe auch im geöffneten Schrank vor sich hin schimmeln, wenn sie nicht turnusgemäß zur Wäsche gegeben oder gereinigt werden – unerlässlich ist. Eine ältere Frau, die die Wäsche besorgt, bewältigt jede Woche einen Berg von Wäsche und Kleidung unserer Studenten, die in der heißen Zeit täglich ihre Klamotten erneuern müssen.

Ernüchterung stellt sich auch ein, wenn gelegentliche Gäste erleben, was für uns bereits zur Gewohnheit und zu einem Teil unserer Anpassung an die hiesigen Lebensverhältnisse geworden ist. Unser Speiseplan ist gewiss ausreichend besorgt, aber er spiegelt doch sehr asiatische Gewohnheiten: abgesehen von gelegentlichen Nudeln ist Reis unser tägliches Brot morgens, mittags und abends. Das Brot selbst ist Toastbrot und muss erhitzt werden. Es gibt jeden Tag etwas Fleisch in der Reihenfolge: Fisch (zuweilen auch nur die Köpfe größerer Fische), Huhn, Schwein, Rind selten. Gemüse und Suppe sind identisch und meist mit etwas Fleisch vermengt. Wir essen europäisch, d. h. mit Gabel und Löffel. Ein Messer liegt nie auf dem Tisch, denn alles wird in der Küche zu kleinen Happen geschnitten. Will ich hier klagen? Keinesfalls? Ich will nur schildern, wie es hier zugeht und worauf man sich als Europäer einzustellen hat. Die asiatischen Gewürze, besonders der feine Curry, machen aber jede Speise nicht nur genießbar, sondern auch genüsslich.

Solange kein Taifun übers Land zieht oder solange an den Stromleitungen nicht repariert wird, ist alles gut zu bewältigen. Doch bei unvorhersehbarem Stromausfall tappen wir nicht nur im Dunkeln, das von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens dauert, sondern wir sind dann auch unversehens in Haus und Küche ohne Wasser. Unser Superior, Techniker und Hausmeister aus Polen, hat dann alle Hände voll zu tun, damit alles wieder funktioniert.

So sieht es bei uns ‚Drinnen' aus. Und draußen ist es nicht viel anders. „Welch schöner Park!" rufen unsere fotografierenden Besucher aus, wenn sie all die bunten tropischen Blumen und Pflanzen und die Palmenallee sehen, die unser Grundstück zieren. Und in der Tat befindet sich hinter dem Haus ein abfallendes Gelände mit einer Ansammlung verschiedener lokaler Nutzpflanzen, die uns je nach Jahreszeit mit ihren frischen Früchten erfreuen: hohe Kokospalmen, die verschiedensten Bananensorten, Mango, Passionsfrucht, Papaya, Guava und viele andere knorrige oder zierliche, mir bisher unbekannte Früchte. Ist allerdings der Baum leer, dann heißt es ein Jahr Wartezeit. Unsere vietnamesischen Mitbrüder haben sich einen Gemüsegarten zugelegt, vor allem mit Ginger und anderen stark aromatischen Blättern und Wurzeln, die in Europa nicht gedeihen, die jedoch sehr würzig sind und auch als heilkräftig gelten. Am Rande dieses Kräutergartens befindet sich auch ein abgezäunter Bereich, in welchem einige selbst großgezogene Enten ein vor den gefährlicheren Gartenbewohnern (Hunde, Echsen, Riesengeckos) geschütztes Zuhause haben. Wir wollen sie an Weihnachten verspeisen, doch dann haben wir mit ihrer Jugend doch Mitleid empfunden.

So sieht unser Garten aus. Wenn wir ihnen dann allerdings unsere Fotos zeigen von all den Tieren, die in diesem Garten ein verborgenes Dasein führen: die Schlangen von bis zu 1,5 m Länge, die scheuen, aber dennoch durch Gebiss und messerscharfe Krallen gefährlichen Echsen bis zu 80 cm Länge, die Kröten, Chamäleons verschiedenster Größe, Spinnen und vor allem die Ratten, die es besonders auf die Ananasplantage abgesehen haben.

Den ganzen ausgedehnten und nicht einfach zu bearbeitenden Garten bestellt unser Rektor und Gärtner, zu dessen größten Freuden nicht nur eine gute Ernte zählt, sondern vor allem, wenn er bei seiner Arbeit eine Schlange, eine Echse oder sonst ein fremdartiges gruseliges Lebewesen aufgescheucht und gefangen hat und es im Triumph den Mitbrüdern zeigt, um es dann wieder in die Freiheit zu entlassen, denn alles, was im Garten lebt und sich nicht gegenseitig umbringt, hat ein Lebensrecht, das geschützt wird. Genügend Brachflächen, wechselnde Bepflanzung und eine sorgsame Kompostierung garantieren ein natürliches Biotop, um das mancher Gärtner in Europa uns beneiden würde. Die Grundsätze dazu bekommen auch unsere Studenten eingeprägt. Doch ist alles auch harte Knochenarbeit. Der viele Regen, und das immer warme und dämpfige Treibhausklima lassen alles rasch und prächtig gedeihen, ohne zwischen Kraut und Unkraut zu unterscheiden. So müssen oft neue Flächen umgegraben, der Rasen ständig kurzgehalten und die Büsche und Sträucher immer wieder zurückgestutzt werden, damit nichts in Wildnis ausufert.

Und die Blumen im Eingangsbereich sind wirklich eine tropische Pracht. Malven, Jasmin, groß-blättrige Blüten in strahlendem Gelb und Feuerrot, weitleuchtende weiße Blütendolden einer mir unbekannten Pflanze, zierliche blaue Blütensterne am Boden oder die jeweils nur für einen Tag, doch das ganze Jahr hindurch blühende, bescheidene *Mimosa pudi-*

ca, dazu wild wachsende Orchideen unterschiedlicher Größe und Färbung – sie alle heben sich vom vielfältigen Hintergrund immer grünenden Blattwerks ab und geben unserem Kolleg einen Rahmen, der es wirklich festlich erscheinen lässt.

Auch an Haustieren fehlt es nicht. Neben den erwähnten Enten haben wir vor allem eine schwarze Hauskatze, die unser häusliches Leben mit uns teilt und zuweilen auch in der Kapelle aufkreuzt. Nicht von allen wird sie da gerne gesehen. Neben ihr leben hinter dem Haus noch weitere Katzen in wechselnder Anzahl. Sie befriedigen das Schmusebedürfnis einiger unserer Hausbewohner. Eine Voliere mit zurzeit zwei Wellensittichen bot Raum für sieben weitere Artgenossen, bis diese durch eine eingedrungene Katze (man vergaß das Türchen zu schließen) über Nacht beseitigt wurden; wir haben die Reste gezählt: drei wurden im Käfig gefressen, von den anderen fehlte jede Spur; sie wurden entweder hinausgetragen oder sie konnten entfliehen. Vor dem Haus erholen sich tagsüber in der Sonne vier kleinere, wollige, spitzartige Hofhunde und genießen ihr bequemes Leben und die Zuwendung der Hausbewohner. Zu bewachen haben sie allerdings nichts, denn dafür ist rund um die Uhr ein Wächter am Eingang und eigentlich ist im Haus – von uns selbst abgesehen – nichts Bewachenswertes vorhanden.

Dann wäre nur noch unser Diakon Br. Wilson zu erwähnen, der in einem Glasgefäß auf seinem Schreibtisch einen kleinen Goldfisch betreut und darauf achten muss, dass das Wasser nicht zu warm wird.

Foto der Kommunität in Talon am 2011.11.13 [P. Günther Mayer: 2. Reihe ganz rechts]

* * *

8. ZU BESUCH BEI DAVLAT SAFAROV (2005)

Jedes Mal ist es ein besonderes Erlebnis, in dieser unvergleichlichen Stadt anzukommen, in der jede Erinnerung an heimatlich Vertrautes und Gewohntes wie Staub von einem abfällt und der Zauber des ganz Andersartigen, Fremden und Geheimnisvollen einen umfängt wie ein ferner, verschlossener Garten, in den nur Frommen Zutritt geschenkt wird und der jedem, der ihn geschaut hat, ein Staunen in die Seele flößt, das ihn nie mehr verlassen wird.

Vor Jahresfrist schon war ich in dieser Stadt, und der Gedanke an sie, die mich mit unwiderstehlicher Gewalt zurückrief, wurde zum brennenden Schmerz, der nur durch den Vorsatz gemildert wurde, bei nächster Gelegenheit wiederum dorthin zurückzukehren.

Diese Gelegenheit bot sich mir im Herbst dieses Jahres, wo ich mich in langer Reise, wie auf einem fliegenden Teppich, erneut dorthin getragen sah und in spannender Erwartung Wiedersehen feiern sollte mit all den herrlichen Plätzen und Bauten, den überdachten Märkten und sonnenglühenden Straßen, den kargen Blumen und Schatten spendenden Bäumen, der Burg und den Toren und vor allem den eng zum Labyrinth gereihten, niedrigen Häusern und Läden und mit den Werkstätten, in denen vom Alter gezeichnete, ehrwürdige, bärtige Männer ihr überkommenes Handwerk unbeirrt vom Wandel der Zeiten an ihre Söhne weitergeben. Fast meint man, in ihnen biblische Gestalten des Alten Testaments wieder zu erkennen, so Respekt einflößend sind sie, und so ergeben in die Bestimmung ihres menschlichen Lebens.

Die Stadt selbst ist in flachem Land gelegen und erhält ihre Bedeutung dadurch, dass sie durch ihren Wasservorrat wie eine Oase im Wüstenland einen Lebensraum bietet, der Menschen Heimat schenkt und über Jahrhunderte hinweg Kreuzungspunkt großer Handelswege war, die nicht nur Wohlstand und Reichtum sicherten, sondern auch immer wieder die Begierde mächtiger Herren weckten, deren Taten und Spuren heute noch in den Märchen und Sagen wie auch in den archäologischen Denkmalen weiterleben.

Meine kleine, sehr bescheidene, doch stilvolle Unterkunft, befand sich in unmittelbarer Nähe jenes Platzes, der der Stadt weithin Ruhm und eigenes Gepräge gibt. Er bildet den Mittelpunkt der Altstadt, und seiner Eigenheiten sind viele. Jedes einzelne Element fügt hier sich zum kunstvollen Ganzen: der kleine schattige Park mit seinen Blumenbeeten, die täglich gewässert werden müssen, um der sommerlichen Hitze zu widerstehen, die hohen Gebäude ringsum, die mit ihren schillernden Farben in den Himmel hinaufragen und ihn zu tragen scheinen; ein rechteckiges Wasserbecken, dessen Seiten seit einem halben Jahrtausend von vier uralten Maulbeerbäumen wie von wehrhaften Wächtern geschützt und umfriedet werden. Die wahre Besonderheit dieses Ortes ist jedoch ein schlichter Esel, ja wirklich, ein gutmütiger Esel. Unbekümmert steht er dort, zur Freude vor allem der Kinder, die ihm besonders zugetan sind und von denen er mit einer Geduld, die nur seinesgleichen aufzubringen vermag, manche Belästigung schweigend erträgt. Wie einst der Pelikan im Hafen von Mykonos, so ist hier dieser Esel inzwischen zum Wahrzeichen geworden und wird dies auch bleiben, solange die Füße ihn tragen.

Um diesen Platz, dem einst lebenswichtige Bedeutung zukam, der heute jedoch allein der Muse und Erholung und dem geselligen Zusammensein der Menschen dient, drehte sich mein Aufenthalt wie ein Zeiger durch die Stunden der Tage, und mit dem Stand der Sonne änderten sich auch Hitze und Schatten, die Geschäftigkeit und Ruhe der Menschen und der Hauch einer stets wunderbaren Gestimmtheit.

Ganz in seiner Nähe entdeckte ich schon bei meinem ersten Aufenthalt ein Gebäude einfacher Bauart, doch in gutem Zustand, das seiner Form nach, einmal das Haus einer größeren Familie oder Sippe oder eine Karawanserei gewesen sein muss. An seinem Eingang lud ein Schild zum Eintritt und zur Besichtigung von Kunstwerkstätten, die sich um den Innenhof und um einen von Säulen getragenen oberen Umgang in kleinen Kämmerchen ansiedelten. Der Hof hallte wider von den vielfältigen Geräuschen, die aus diesen kleinen Zellen ins Freie drangen und verrieten, wo ein Holzschnitzer, ein Kunstschmied, ein Ziseleur oder Instrumentenbauer am Werk war. Hinter manchen der Türen war es auch ganz still. Dort arbeiteten fleißige Stickerinnen mit Nadel und Goldfaden, oder es wurden prächtige farbige Schals aus reiner Seide, von der dieses Land überreich ist, gewebt. Und vor jeder Tür waren die kunstvollen Erzeugnisse ausgebreitet und zum Kauf angeboten.

In einem dieser lautlosen Kämmerchen war es dann auch, wo ich Davlat Safarov zum ersten Mal begegnete. In vorsichtig gebeugter Haltung betrat ich durch den niedrigen Türeinlass das Atelier und wurde sogleich von der Weihe dieser Zelle gefesselt. Mehr war es ja wirklich nicht als eine kleine Zelle. Nur etwa drei auf drei Meter maßen die Wände, an denen kleinere und größere Bilder wie Briefmarken befestigt waren und mit ihren leuchtenden Farben unterschiedlich bunte Akzente setzten und eine frohe, freudige Atmosphäre verbreiteten. Die Decke war niedrig, nur ein kleines Fenster gewährte der Sonne Einlass und erhellte das Gemach mit angenehm gedämpftem Licht. Herr Davlat begrüßte mich damals, wie man eben einen Touristen begrüßt, in dem man einen potentiellen Kunden vermutet, und bedachte mich mit freundlicher Aufmerksamkeit, doch sehr zurückhaltend, sehr ernst, beherrscht und abwartend, wie der so fremde Gast sich verhalten würde. Der jedoch war staunend hin und her gerissen zwischen der unvermuteten Pracht all der schönen Dinge ringsum und der schuldigen Aufmerksamkeit, die auch er dem Hausherrn zu erweisen hatte. Die nur geringen sprachlichen Gemeinsamkeiten bildeten kein Hindernis für eine ausreichende und immer gelöster dahinfließende Verständigung, und bald schon war auch ein menschlich herzlicher Kontakt hergestellt. Allzu lange hatte mein Besuch damals nicht gedauert, doch die kleine Zeichnung, die Herr Davlat mir damals als Dreingabe zu dem von mir erworbenen Erinnerungsblatt beilegte, bewirkte, dass diese, kurze Begegnung zu einem unvergesslichen Ereignis wurde. Deshalb wollte ich ihn auch in diesem Jahr wieder besuchen und seine damalige Aufmerksamkeit mit einem Buch als Gastgeschenk dankbar erwidern.

Als ich also geradewegs vor das mir vertraute Atelier trat und die Türe verschlossen fand wurde mir beschieden, Herr Davlat befände sich — wie es ihm alle Tage zu dieser Stunde Gewohnheit war - beim Gebet in der Moschee, käme jedoch pünktlich wieder zurück. Herr Davlat ist ein frommer Mann, und ich erinnere mich, wie er beim letzten Besuch ständig eine Gebetschnur durch die Finger gleiten ließ. Ich musste also warten. Zum angesagten

Zeitpunkt stieg ich wieder die Stufen zu seinem Atelier hinauf und fand ihn wirklich zurückgekehrt, an einem kleinen Tischchen sitzend, über ein Blatt Papier versenkt und mit feinstem Pinsel an einem Umriss arbeitend. Kaum hatte mein Schatten seinen Raum verdunkelt, erhob er sich auf der Stelle und trat mir mit freundlichem Blick entgegen als ob er sagen wollte: „Aber wir kennen uns doch!“ Ich habe mich sehr gefreut, den fast vierzigjährigen, untersetzten und athletischen Bekannten mit seinem leicht gebräunten Gesicht, seinem fein gezirkelten Oberlippenbärtchen, seinen schwarzen, kurz anliegenden Haaren und dem ebenso schwarzen, fragenden und leicht traurigen Blick wieder zu sehen, doch vor allem darüber, dass er mich sofort wieder erkannte und darob erfreut zu sein schien.

Es bedurfte nicht vieler Rede, die alte Vertrautheit wachzurufen und zu erneuern, und nachdem wir mit wenigen Worten gegenseitig unsere Wege des verflossenen Jahres ausgetauscht und festgestellt hatten, dass keiner von uns beiden Anlass zur Klage hatte und von Unglück verschont geblieben war, zeigte er mir die Fotos seiner Familie, die Frau mit den beiden Töchterchen, auf die er allesamt stolz war und es mit gutem Grund auch sein durfte. Ich rechnete es mir zur besonderen Ehre an, dass er mir so seinen privaten Bereich etwas öffnete, und bekundete ihm dies auch mit großem Lob und mit Dankbarkeit. In seiner künstlerischen Arbeit ist er gut vorangekommen, und sein Bemühen, nach abgeschlossenem Studium und nach einer Spezialausbildung die traditionelle Kunst seiner Heimat und seiner Stadt wieder aufleben und zu neuer Blüte sich entfalten zu lassen, trägt ihm Erfolg und Anerkennung ein. Nur die Besten ihres Faches erhielten ja in diesem Bau einen Raum zugeteilt, in welchem sie arbeiten und gleichzeitig den zahlreichen Touristen ihre Kunstwerke anbieten können.

So ist auch Herr Davlat, ein national hoch anerkannter Miniaturenmaler, einer der ganz großen Meister seiner hohen Kunst. Die zahlreichen Arbeiten, die die Wände seiner Zelle schmücken, rufen bei jedem Betrachter höchstes Erstaunen und sprachlose Begeisterung hervor, und mir selbst erging es auch diesmal nicht anders. Herr Davlat malt nicht mit Öl auf Leinen, sondern mit Deckfarben auf Papier, genauer gesagt auf altes Seidenpapier, das in dieser Gegend reichlich vorhanden ist und zumeist aus der Bevorratung einstiger Verwaltungsbehörden stammt. Er malt Miniaturen in der Art und Technik, wie sie vor über fünfhundert Jahren in der arabischen Welt vornehmlich zur Illustration von großen Werken der Literatur oder zur Ausschmückung religiöser Schriften ausgeführt worden sind, Bücher, die heute zu den Glanzstücken der bedeutendsten Bibliotheken der Welt gezählt und zu den großen Errungenschaften der Menschheit gerechnet werden. Diese Malereien, die nicht nur viel Zeit, höchste Konzentration und Anstrengung, scharfe Augen und künstlerische Fertigkeiten erfordern, sind heute nur noch dort herstellbar, wo der benötigte Aufwand an Zeit keine Rolle spielt und wo die Menschen — da ihnen in ihrem Oasendasein Raum und Weite fehlt und ihr Lebensraum sich gewöhnlich auf ihre engste Umgebung beschränkt – gewohnt sind, der Gestaltung ihres Raumes, was Bauten, Kleidung und Hausrat anbelangt, bis ins winzigste Detail größte Aufmerksamkeit zu schenken und mit vollendetem künstlerischem Zierat zu schmücken.

Die Kunst von Herrn Davlat hat uralte Wurzeln. Anders als unsere europäische Malerei hat sie ausschließlich erzählenden Charakter, wobei sie peinlichst jeden Naturalismus zu vermeiden suchen und auf Perspektive, Licht, Schatten und Volumen gänzlich verzichten. Sie werden von rechts nach links und von unten nach oben gelesen, und jedes Element ist Teil der dargestellten Geschichte, hat im Ganzen jedoch seine eigene Funktion und Bedeutung. Der besondere Reiz dieser Miniaturen liegt darin, dass sie sich einem erst nach aufmerksamer Durchdringung jeden Details allmählich erschließen und ihre Betrachtung zu einer spannenden Entdeckungsreise wird.

Wer, wie wir es nun gemeinsam taten, die Arbeiten an den Wänden von Herrn Davlat's Atelier betrachtet, dem öffnet sich wie durch kleine Gucklöcher eine ferne, fremdartige Welt voller Duft und Zauber, oder besser noch: es ist, als blicke man in einen geschliffenen Edelstein, dessen reiche Facetten die Farben des Regenbogens funkelnd und strahlend widerspiegeln und von Sagen und Märchen vergangener Herrlichkeit berichten.

So begegnen wir Brahman auf seinen Streifzügen durch die sieben Kuppeln seines Palastes; wir treffen Leila und Shirin und begegnen dem alten Shanon; Polospiel und Jagdszenen mit Falken und Löwen sind ein wiederkehrendes Thema; Iskander kämpft um sein Reich; ein Reiter auf einem Pferd mit Frauenkopf durchquert die Wolken; allerhand Fabelwesen und Drachen lehren einen das Fürchten, während daneben ein junger Mann sich in ein Buch vertieft oder ein Instrument spielt und ein Liebespaar sich der bunten Blumenwiesen erfreut. Der Himmel leuchtet meist aus purem Gold, das auch an Kleidung und Schmuck der dargestellten Personen aufstrahlt und diese in den friedvollen Glanz des Kosmos hineinnimmt. Eigentlich sind alle diese Miniaturen ein Lob auf den Einzigen und auf die Herrlichkeit seiner Werke. Ganz unwillkürlich fühlt man sich selbst als Teil dieses Ganzen und spürt in sich des Schöpfers Lobpreis, der tief in der Seele zu erklingen beginnt. Ich bin mir ganz sicher, dass Herr Davlat aus einer solchen Haltung des Lobens und Dankens seine Kunst nährt und beseelt.

Ja, die Zeit verging wie im Fluge, und als es draußen bereits dunkel geworden war und wir im Schein einer kümmerlichen Glühbirne, die zwar den Raum nur dürftig erhellte, dafür aber das Gold an den Wänden allenthalben funkelnd aufblitzen ließ, während von draußen das nächtliche Treiben und eine eindringliche Melodie immer gebietender zu uns herein drangen und uns verkündeten, dass dort mit der abendlichen Kühle auch das Leben erwacht war und die Menschen versammelte, da war auch der Augenblick des Abschieds gekommen, und während Herr Davlat Safarov die letzten Vorkehrungen traf um sein Atelier für den kommenden Tag zu bereiten, trat ich hinaus in die Nacht und zu jenem Platz, den ich eingangs beschrieben habe, der tagsüber in schwerer Sonnenhitze wie vergessen vor sich hindämmert, nun aber von buntem Leben quirlte, als gäben sich alle Gestalten von Tausend und einer Nacht hier ein Stelldichein. Ganz benommen war ich von diesem überwältigenden Anblick, der geradezu an das Treiben eines orientalischen Marktplatzes erinnerte, und setzte mich etwas abseits, um mit einer letzten Schale grünen Tees diesen eindrucksvollen Tag zu beschließen. Und während ich in Gedanken den süßen Trank kostete geschah etwas, das mir

heute noch unmöglich und unglaubhaft erscheint, das ich aber mit eigenen Augen erlebt habe. Ich bin bereit, einen Eid zu schwören auf die Wahrheit dieses Erlebnisses.

Denn als ich unbekümmert meinen Blick schweifen ließ, entdeckte ich zu meinem allergrößten Erstaunen, wie eine kleine Karawane von Kamelen mit ihren Führern sich dem Wasserbecken näherte und dort, unbekümmert all des Treibens ringsum, sorglos Halt machte. Niemand konnte mir sagen, woher sie kam oder welches ihr Ziel war. Und als ich den Blick zum funkelnden Himmel erhob, sah ich die Sonne dort stehen, mitten in der Nacht, in gedämpftem, blassem Licht, und zwei weiße Reiher, die von beiden Seiten geradewegs auf sie zu flogen. Und dies alles mitten in der Nacht!

Sollte irgendeinmal dieser Bericht jemanden in die Hände fallen, der an seiner Wahrhaftigkeit Zweifel hegt, dem versichere ich bei meiner Seele, dass ich nicht von einem Traum berichte oder von phantastischen Gedanken, sondern von einer Wirklichkeit, die ich wachen Sinnes und im Vollbesitz aller geistigen Kräfte damals, nach meinem Besuch bei Meister Davlat Safarov, selbst erlebt habe in jener fremden Stadt, dort am Lyabi Khauz, unter den uralten Bäumen einer funkelnden, kühlen Sommernacht.

* * *

9. ZU BESUCH IN CEBU (2008)

Die kurze Geschichte, die ich heute erzähle, wäre wohl besser nie niedergeschrieben worden, denn sie ist so unglaublich komisch, dass nur ein wirklicher Insider, der mit den geschilderten äußeren und inneren Umständen vertraut ist, das Groteske der Szene nachempfinden und sein Herz für den in ihr enthaltenen Humor öffnen kann. Andere dagegen werden verständnislos den Kopf schütteln und sich wohl auch über die Naivität und Unangemessenheit empören, die ermöglichten, dass es überhaupt so weit kommen konnte. Und dabei hatte doch alles so harmlos begonnen.

Es geschah vor nunmehr fünf Jahren, als unser Prokurator für unsere Missionen, anlässlich eines Informationsbesuches zu uns auf die Philippinen kam, sehr zu meiner Freude, denn Besuch aus der Heimat ist schon etwas ganz Außergewöhnliches. Und da er auf der Suche war nach einem Tätigkeitsfeld für einige ‚Missionshelfer:innen auf Zeit' (MAZ) begab er sich auch nach Cebu, wo unsere Schwestern seit Jahren sehr segensreich unter den Slumbewohnern an der Küste vor allem für Kinder und für Kranke im Einsatz sind. So bot sich auch für uns die Möglichkeit, ihn auf dieser Reise zu begleiten und ein neues Stück der Philippinen kennen zu lernen.

Cebu ist nicht nur eine große Insel, sondern auch der Name der zweitgrößten Stadt der Philippinen. Auf eine traditionsreiche Geschichte blickt sie zurück, und allenthalben ist ihr wirtschaftlicher Aufstieg wie auch der Reichtum ihrer Bürger sichtbar. Aus ganz Asien hat diese Stadt ihre Bewohner angelockt, vor allem Chinesen, die auf einem luftigen Hügel ein ganzes Stadtviertel zu einer Villensiedlung mit prächtigen Gärten und hohen Mauern ausgebaut haben. Vor jedem Haus sitzt ein Wächter, hinter jeder Mauer bellt ein Hund. Doch hoch über allen Häusern wacht ein Taoistischer Tempel und ragt mit seinen geschwungenen und mit phantasievoller Schnitzerei verzierten Dächern hoch über die Stadt hinaus. Nicht nur das kunstvolle Gebäude selbst, sondern besonders die bunte, grelle Farbenpracht seines Zierrats kündet von seinem Reichtum und weckt die Neugier vieler Touristen.

Auch wir konnten dieser Verlockung nicht widerstehen und begaben uns hinauf zum taoistischen Heiligtum. Je mehr wir uns unserem Ziel näherten, umso gepflegter wurden die Stassen, umso üppiger die tropischen Parkanlagen um die einzelnen Villen, umso friedlicher und sonntäglicher das Leben rings umher. Doch alles, was uns auf dem Weg hier herauf begleitet hatte, stand im Schatten des Heiligtums. Als wäre es gerade gestern fertig geworden, so frisch stand es vor uns, so geordnet, sauber und harmonisch über mehrere Ebenen ansteigend bis zum von Drachen-flankierten Eingang.

Geradewegs begaben wir uns in den innersten Raum, eine große, runde Halle, verwirrend mit Stuck, mit chinesischen Schriftzeichen und Symbolen, mit Lackmalereien und bildlichen Darstellungen aus der uns fremdartigen Götterwelt sowie mit einer Unzahl von kleinen Götzenfigürchen geziert. Fremd war uns alles, seltsam berührend und unverständlich. Am meisten jedoch schreckten uns die drei zentralen Götzenbilder in Überlebensgröße an der Stirnwand des Altarraumes, überdimensionale Puppen mit Rosshaarbärten und Haaren aus Kokosfasern, wild und struppig. Drei Greise waren es, schauerlich drein-schauend, und

ebenso schauerlich anzuschauen. Das waren also Götzenbilder, über die der Herr im Alten Testament Feuer und Schwefel herabgeschickt hatte! Im Gegensatz zu solch düsteren und abschreckenden Bildnissen verrieten die Juden einst wahrlich größere ästhetische Empfindsamkeit, als sie während der Abwesenheit des Moses ein goldenes Kalb anbeteten. Doch trotz des guten Geschmacks wurden sie dafür hart bestraft!

Im Tempel herrschte, ungestört durch die kommenden und gehenden Touristen, eine stille und weihevolle Atmosphäre. Gewöhnlich verweilten die Besucher hier nicht lange; es zog sie rasch wieder in die luftigen Gartenanlagen hinaus. So waren auch keine Beter zu sehen, und die einzige Seele, die ständig anwesend war, war ein älterer Mann, ein Tempeldiener, der ganz hinten in einer Ecke an einem kleinen Tischchen saß und offensichtlich im Frieden dieses Raumes vor sich hinschlummerte. Man schenkte ihm keine Beachtung.

Zufällig entdeckte ich am Fuße der drei Götzenheiligen eine bronzene Klangschale. Sie fand offensichtlich bei Gottesdiensten Verwendung. Ein hölzerner Schlägel lag in Reichweite daneben, und es reizte mich doch unwiderstehlich, mit ihm kurz die Schale in Schwingung zu bringen. Wir großartig musste doch ihr Klang in diesem hohen und weiten Raum verhallen! Ich blickte um mich und stellte mit Genugtuung fest, dass gerade niemand anwesend war, außer dem schlafenden Tempeldiener in der Ecke. So beherrschte ich meine Neugier und begab mich zu ihm hin, um ihn um Erlaubnis zu einem einzigen Klangversuch zu bitten. Und damit nahm das Verhängnis seinen Lauf, den ich in aller Kürze erzählen kann, denn der Lauf war wirklich kurz und rasch, und ich kann mich noch lebhaft an jeden einzelnen Schritt erinnern. Es geschah folgendes:

Ich näherte mich dem Tempeldiener und bat ihn, die Klangschale nur ein Mal in Schwingung bringen zu dürfen. Diese zaghaft ausgesprochene Bitte weckte in ihm die Lebensgeister, und der schlummernde ältliche Herr wandelte sich im Nu in einen freundlichen und entgegenkommenden Betreuer. „Aber sehr gerne“ antwortete er umgehend und zog aus der Schublade seines Ruheplatzes ein größeres Buch hervor, griff nach einer Feder und fragte mit klarem Blick: „Wie hoch darf ich Ihre Spende eintragen?“ Mir war, als hätte eine der Götzengestalten die Hand nach mir ausgestreckt und mich an der Gurgel gepackt. Eine solche Frage war das letzte, das ich erwartet hätte. Betroffen öffnete ich – was ich sonst nie tue – mein Portemonnaie und hielt es ihm hin mit dem Bedauern, dass ich wirklich nichts als einige Münzen besäße, da ich in einer Gruppe reiste. So rasch das Buch geöffnet worden war, so rasch schlug er es wieder mit einer Hand zu, begleitet von einem mir unverständlichen Murmeln, das sich jedenfalls nicht nach einem Dankgebet anhörte. Doch blieb er freundlich und wies mich mit einer Geste an, ihm zu folgen.

Er ging mir voraus hin zum Altarraum, wo sich vor den Götzen die Klangschale befand. Ich erwartete nun, dass er mir den Schlägel reiche und mir damit meine Bitte erfülle, doch weit gefehlt. Mit eindeutiger Handbewegung, die keine Weigerung zuließ, bedeutete er mir, mich auf einen nahen, mit rotem Leder bezogenen Knieschemel zu knien. Das traf mich ins Herz! Ich sollte mich wirklich vor einem heidnischen Götzenbild niederknien? Und dazu noch vor so einem schrecklichen!? Mein Lebtag konnte ich mir dies nicht vorstellen, und noch niemals war ich in eine solche Situation geraten. Doch diese Situation war gebietend.

Ich blickte um mich und stellte zu meiner großen Erleichterung fest, dass wir beide allein im Raume waren. So kniete ich mich denn nieder, vorsorglich im Herzen den Himmel versichernd, dass dies nicht ernst gemeint sei. Die frühen Christen hatten schließlich ihr Leben geopfert, wenn sie die Anbetung von Götzen oder Kaisern verweigerten. Zaghaft, und nur schräg, kniete ich also auf den Kniespitzen, jeden Blickkontakt mit den Götzenbildern vermeidend. Und nun überstürzten sich die Ereignisse: Der Diener schlug einmal auf den Gong, und ein wirklich tiefer, warmer Ton erfüllte den Raum und kehrte mit mehreren Echos immer wieder aus ganz ungeahnten Richtungen zurück.

Doch kaum war der Ton angeschlagen, drang er auch nach außen. Die Türen öffneten sich, meine Mitbrüder und die Touristen strömten in den Tempel zurück in der Erwartung, irgendeine heilige Handlung würde nun beginnen.

Ich habe eingangs versprochen, mich kurz zu fassen. Dieses Versprechen kann ich nun erfüllen. Denn wie vom Blitz getroffen, schnellte ich von meiner Kniebank hoch, in meiner Seele voller Scham und Verlegenheit. Ich weiß nicht, ob der Diener mein kurzes ‚Thank you' überhaupt noch gehört hat. Und mit einem Schlag hatte alles sich verändert: Die Touristen waren im Tempel, ich war allein im Park, und für den Rest der Reise hatte ich die Neckereien meiner Mitbrüder anzuhören. Mit Recht, denn man soll ja nicht allzu neugierig sein!

* * *

10. ZU BESUCH BEI PAUL FAN-CHU

Paul Fan-chu ist ein Fischer in Vietnam. Ich lernte ihn in den Philippinen kennen, wohin er auf der Suche nach neuen Berufschancen, oder gar einer neuen Existenz, gekommen war. Von seinem Vater hatte er das Fischerhandwerk gelernt und dann, nachdem der Vater älter und die Fischerei ihm infolge einer Behinderung am Arm immer beschwerlicher geworden war, die Sorge für den Unterhalt seiner Familie übernommen. Doch nun wollte er mehr. Wir lernten uns kennen, und er lud mich herzlich ein, sein schönes Land und seine Familie zu besuchen. Als er dann nach erfolglosem Bemühen unverrichteter Dinge wieder in seine Familie zurückkehren musste, erneuerte er mit großer Eindringlichkeit die bestehende Einladung zum Besuch in seiner Heimat.

Pauls Elternhaus steht in einem kleinen Fischerdorf, das sich dem Sand- und Kieselstrand einer schmalen Meeresbucht anschmiegt und durch seinen Baumbestand von der umgebenden Landschaft deutlich abhebt. Den Farbresten an den bescheidenen Fischerhäusern war leicht anzusehen, dass das Dörfchen schon bessere Zeiten erlebt hat, denn was sich einst farbig und lebensfroh als bunte Häuserzeile dargeboten haben muss, ist nun durch Wind und Sonne verblasst und abgewaschen und macht auf den Besucher einen etwas heruntergekommenen und vernachlässigten Eindruck, wenngleich nicht völlig verwahrlost. In einer Doppelreihe ziehen sich die eng beieinander liegenden Häuser dem Meeresufer entlang, in respektvollem Abstand zur Wasserlinie, die der unbeständige und wechselhafte Wellengang ins Ufer zeichnet, aber auch nahe genug, um den Fischern unnötigen Weg zu ihren festgezurrten Booten zu ersparen.

Der relativ schmale trockene Uferstreifen ist der eigentliche Lebensbereich der Dorfgemeinschaft und ist der Ort des privaten und öffentlichen Lebens, denn Touristen oder fremde Gäste finden kaum den Weg hierher, sodass der Strand gänzlich für die Bewohner zur Verfügung steht: kleine Fischerboote warten auf ihre Ausfahrt, Netze werden getrocknet und geflickt, Kinder tummeln sich am Wasser und suchen nach Fischen oder Krebsen, während die Mütter ihre Kleinsten für ein Stündchen in Sonnenlicht und frischer Meeresbrise außer Hauses bringen und sich miteinander unterhalten. Worüber wohl? Ich denke, über ihre Kinder. Holzkisten werden für die Einbringung der nächsten Fänge vorbereitet, Netze werden in Ordnung gebracht, ein verrostetes Dreirad bringt einige Kanister Diesel für die Bootsmotoren, alte Männer trinken mit einigen einarmigen Fischerkollegen an einem wackeligen Tisch Reisschnaps vor einem Haus, das nur durch die laut aus ihm dröhnende Musik und eine blecherne Coca-Cola-Werbung verrät, dass es die einzige Wirtschaft des Ortes ist. Gelegentlich ertönt ein Ruf, zuweilen hört man eine Möwe oder ein leichtes Flattern der an den Fenstern hängenden Wäsche. Alles erweckt den Eindruck einer Arbeitspause, die jeden Augenblick in tätige Geschäftigkeit übergehen kann. So liegt über dem Ganzen der Friede einer großen Erwartung.

Etwa um die fünfzig Familien bilden die Dorfgemeinschaft, die wohl ausschließlich von der Fischerei lebt. Es gibt nämlich keine weiteren Anzeichen für anderweitige Betätigungen, sei es Handel oder Handwerk. Wo Spuren solcher Tätigkeiten anzutreffen sind, so stammen

diese aus besseren Zeiten, als ein gewisser Wohlstand den Erwachsenen ein Auto und den Jugendlichen ein Mofa erlaubte, wo die Frauen und Mädchen zum Friseur gehen konnten und die Fischer sich in einer Bar zu einem kleinen Plausch zusammenfanden. Unleserliche Hinweisschilder oder Inschriften an Häusern erinnern heute noch an die Mechanikerwerkstatt, den Friseursalon, die Bar, die Tankstelle aus jenen besseren Zeiten, in denen auch der Fischfang noch ertragreicher war, was für den Fremden daran zu erkennen ist, dass etliche Häuser einmal für den Verkauf frischen Fisches eingerichtet waren. Heute jedoch gehört dies alles der Vergangenheit an. Die Menschen erinnern sich noch an so etwas, was sie heute als ‚Wohlstand' betrachten, was jedoch nicht viel mehr war, als ein mittleres Einkommen, das eine ehrenwerte und würdige Existenz sicherte und Hoffnung auf weitere Aufwärtsentwicklung nährte. Doch diese besseren Zeiten sind vorbei. Die Menschen dort leben wieder ausschließlich vom Fischfang. Sie sind für ihre Grundbedürfnisse ausreichend versorgt und leiden nicht Not, doch die Hoffnung oder der Traum, die besseren Zeiten würden sich wiederholen, die sind vorüber. So schlummert unser kleines Fischerdorf friedlich vor sich hin in Wind und Sonne, und die Kinder, die heute am Wasser spielen, werden die Fischer von morgen sein, in begrenzter Geschäftigkeit, ohne große Erwartungen, aber mit Musik zum Reisschnaps.

Wir betraten das Haus von Herrn Fan-chu. Es war alles bescheiden und einfach, wie das ganze Dorf. Eine alte elektrische Nähmaschine, die offensichtlich schon lange nicht mehr benutzt wurde oder völlig unbrauchbar war, zeugte von besseren Zeiten. Der alte, einarmige Vater, ein Fischermann wie im Märchenbuch, mit tiefbraunem, ledrigem Gesicht, faltenreich und abgehärtet, mit tiefliegenden schwarzen Augen, ergriff nach der freundlichen Begrüßung und der Aufwartung eines Gläschens Reisschnaps sofort das Wort und übernahm das Gespräch, dessen beherrschendes Thema die Erinnerung an bessere Zeiten war. Er erzählte mit Begeisterung und Lebendigkeit davon, wie lohnend doch zu seiner Jugendzeit der Fischerberuf hier gewesen war, wie ausgedehnt die Fischgründe, wie vielfältig die Fischarten, wie ertragreich die Fänge, wie mühelos die Arbeit. Fische zur Genüge für die eigene Familie und für den Verkauf! Man brauchte sie nur einzusammeln. Auch einfache Fischersfamilien konnten sich damals etwas ‚leisten', sich neue Ruderboote und kleine Außenbordmotoren für sie zulegen, das Haus bemalen und instand halten und mancherlei Gerätschaft zur Erleichterung des Alltags erwerben, wobei immer noch etwas übrig blieb für Geselligkeit und Freizeit.

Doch dann kam plötzlich alles anders. Nach dem Unfall, bei dem er seinen rechten Arm verlor, wurde das Fischen beschwerlich oder fast unmöglich; strengere Gesetze und deren Überwachung forderten spürbare Einschränkungen und erschwerten zusätzlich das Fischerhandwerk; auch die Fischgründe waren zurückgegangen und die Fänge wurden geringer. Und wie ihm, so erging es vielen anderen auch. Man lebte einige Zeit vom Ersparten, man wurde älter, die Söhne übernahmen die Arbeit und man gewöhnte sich langsam wieder daran, sich mit dem zufrieden zu geben, womit das Meer die harte Fischerarbeit belohnt. Es ist nicht viel, doch es reicht zum Leben, und dafür muss man dankbar sein. – Aber die ‚besse-

ren Zeiten‘, ja die, als gleich nach dem Vietnamkrieg die Handgranaten für die Fischer überall leicht und billig zu haben waren, das war schon etwas anderes!

* * *

11. IN DEN KORDILLEREN (2010)

Neulich erhielt ich Gelegenheit zu einer dreitätigen Fahrt in die Kordilleren im Norden unserer Insel. Ich will nun aber keinen Reisebericht über die überwältigende Berglandschaft mit Wäldern, Gipfeln und endlosen Terrassen für den Reis- oder Gemüseanbau schreiben, die sich mir auf der elfstündigen Busfahrt erschlossen haben, sondern ich will von einer sehr interessanten Begegnung mit meinem Führer erzählen, der mich dort begleitet hat und durch den ich im Laufe des Tages nicht nur aufschlussreiche touristische Informationen erhielt über lokale Geschichte und Traditionen, über die phantastischen, riesigen Höhlen und den unterirdischen Fluss, entlang dessen man in vierstündigem abenteuerlichem Wandern und Klettern tief unten in der Erde den ganzen Gebirgszug durchqueren kann. In solches Abenteuer konnte ich mich nicht einlassen, dafür habe ich mir viel Zeit genommen, meinen Begleiter mit Fragen zu überschütten, die sich an manchen Stellen geradezu aufdrängten und zum eigentlichen Ereignis unseres mehrstündigen Beisammenseins wurden.

Solche Stellen waren im näheren Umkreis der Dörfchens Sagada die berühmten ‚Höhlen mit den Hängenden Särgen'. Das sind natürliche Höhlen im Felsen, in denen die Särge mit den Toten aufgestapelt oder aufgehängt und bis zum endgültigen Zerfall der Natur überlassen werden. Freilich gibt es auch einen Friedhof für die uns gewohnten Beisetzungen, doch nach alten Stammestraditionen wird gelegentlich auch die Beisetzung am Felsen weiterhin gepflegt (die letzte fand 1995 statt, der älteste vorhandene Sarg wird auf 300 Jahre geschätzt; nach geraumer Zeit kann ein Sarg auch vom Felsen in den Friedhof überführt werden; manchen Särgen wird ein Kreuz beigegeben). Im Gegensatz zur Bestattung auf dem Friedhof, wo jährlich an Allerseelen am Grab ein Feuer entzündet und anschließend zuhause die Riten vollzogen werden, kommt dem Begräbnisplatz am Felsen keine Bedeutung mehr zu. Er wird nicht mehr besucht, und selbst wenn ein Sarg herabfällt und die Gebeine zerstreut werden, kümmert dies keinen mehr – Hauptsache, die Opfer und Riten werden zuhause nach altem Brauch vollzogen.

Guapo hieß mein Führer. Dies ist der Name, den er von seiner Sippe erhalten hat und mit dem er von ihr angeredet wird. Er hat auch einen zivilen, christlichen Namen für den Alltagsgebrauch in der Öffentlichkeit und bei Behörden. Guapo ist ein gebildeter Mann, etwa 40 Jahre alt, die Höflichkeit in Person, aufgeschlossen, vielseitig interessiert und auskunftsbereit, was unser Gespräch beflügelte.

Man muss wissen, dass die Menschen seiner Heimat zuerst von den Spaniern, dann seit dem 2. Weltkrieg vor allem von amerikanischen Missionaren der anglikanischen Episkopalkirche missioniert wurden, dass sich jedoch in der Abgeschlossenheit jener fernen Bergwelt viele uralte heidnische Überzeugungen und Gebräuche eingewurzelt haben, an denen trotz des christlichen Glaubens nach wie vor festgehalten wird. Eine dieser tiefen Überzeugungen betrifft die Seelen der Toten, die als Geister im Guten und im Bösen ihre Sippenangehörigen beschützen oder sie unheilvoll bedrängen. So können die Toten auch zu Schreckgespenstern werden, die die Menschen in Angst und Schrecken versetzen, ihnen Leid, Not und Unglück zufügen (Krankheit von Mensch und Tier, Tod eines jungen Menschen, jedes Unglück,

Missernte…) und nur dadurch besänftigt werden können, dass man die überlieferten rituellen Zeremonien für die Toten peinlich genau beachtet und wieder-holt, bis der Tote zu seiner Ruhe findet. Auch in den restlichen Philippinen ist solcher Glaube verbreitet, und selbst Geistliche scheinen für ihn empfänglich zu sein. Immer wieder berichtet die Tagespresse von Erscheinungen oder Begegnungen, die jemand mit einem Geist hatte oder wie jemand aus Furcht vor einem Geist gehandelt hat.

Auch Guapo war von diesem Glauben seiner Ahnen zutiefst überzeugt, und in jeder seiner Antworten waren gleichzeitig tiefer Glaube und Furcht zu spüren. Er wusste, dass ich Priester war und als solcher seine Überzeugungen nicht teilen konnte. Dieser Unterschied hat unser Gespräch jedoch in keiner Weise belastet. In aller Offenheit und Höflichkeit versuchte ich ihm zu zeigen, dass die Botschaft Jesu eine frohe Botschaft ist, die die Menschen von der Frucht, willenlos und hoffnungslos bösen Mächten ausgeliefert zu sein, befreien wollte; dass die armen Seelen der Verstorbenen nicht von der Liebe Gottes ausgeschlossen sind und auf die Seligkeit Gottes warten und unseres Gebets bedürfen, das sie uns freundlich gesinnt sind und nicht als Rächer oder Warner zurückkommen und uns verwirren.

Guapo war indessen nicht von seiner Überzeugung abzubringen, dass ein Verstorbener in Unrast lebt, solange die Zeremonien für seine Beisetzung nicht genau nach Brauch vollzogen werden. Beispielsweise wird der Tote im Haus, rituell bekleidet, auf einen Stuhl gesetzt und festgebunden (dieser Stuhl wird später als Beigabe neben dem Sarg befestigt). Dann kommen in den folgenden Tagen Familien, Nachbarn und Freunde aus dem Stamm zu ihm, setzten sich neben ihn und sprechen zu ihm über das Gute, das er ihnen einst angetan hat und das sie in Dankbarkeit nicht vergessen; oder die vorgeschriebenen Opfer (Huhn, Hund, Schwein) müssen vom Familienoberhaupt dargebracht werden, bevor die Beisetzung auf dem Friedhof oder an der Felswand stattfinden kann. Wird dabei etwas übersehen, so ist Unheil zu befürchten, bis der Ritus nach Vorschrift nachgeholt wird. So kann, auch nach Jahren noch, eine Krankheit ein Anzeichen für eine unruhige Seele, einen ‚Geist', sein, der den Vollzug des Totenritus einfordert.

Es gehört hier zu den Aufgaben der christlichen Glaubensverkündigung, immer wieder dezent und taktvoll darauf hinzuweisen, dass wir Menschen hier nicht bösen Geistern ausgeliefert sind, sondern dass der liebende Gott der Schöpfer und Herr alles Sichtbaren und Unsichtbaren ist, und dass Jesus Christus der Erlöser und Sieger über den Tod und die Mächte des Todes ist.

Freilich konnte es mir nicht gelingen, Guapo in diesem Punkt von unserem christlichen Glauben zu überzeugen. Es wird noch viel Zeit brauchen, solche Urängste in seinem Stamm zu beseitigen. Er war mir auch nicht böse, dass ich seinen Überzeugungen nicht zustimmen konnte und wir in diesen Fragen auf keinen gemeinsamen Nenner kamen. Dennoch war dieses freundschaftliche, offene und respektvolle Gespräch mit ihm ein großes, unvergessliches Erlebnis für mich.

Nur in einem waren wir uns zum Schluss einig, als er sagte, der katholische Glaube sei immerhin besser als gar keiner. „Recht hat er“, habe ich da im Stillen gedacht, „der hl. Vater in Rom würde sich darüber freuen.“

P. Günther Mayer am 2012.06.27 in Talon

* * *

II. UNSERE SEMINARISTEN ERZÄHLEN

12. WO WIR LEBEN (2010)

Florencio O.

Unser philippinisches Ausbildungshaus liegt Talon, dem 2.381 Seelen zählenden Teilort von Amadeo. Es ist ungefähr 60 km südöstlich von Manila gelegen, in ca. 8 km südlicher Entfernung von dem berühmten Vulkansee Taal.

Die Gemeinde Amadeo ist bekannt als die Kaffee-Metropole der Philippinen, denn bis zum heutigen Tag wird eine Menge guter Kaffee angebaut und auch für den Export zugerüstet. Auch die Firma ‚Nestle' ist Kundin. Unweit entfernt, liegt die Kreisstadt Tagaytay, bei welcher wir den Vulkan Taal finden, eine der besonderen Naturschönheiten des Landes, denn er ist mitten im Taal-See gelegen. Unser Talon liegt genau an der Grenze der beiden Kreisstädte Cavite (zu der wir gehören) und Tagaytay. Viele Leute besuchen unsere Umgebung, wo es sich angenehm leben lässt, denn sie ist von wunderschönen Landschaften geprägt, hat ein kühles Klima mit viel frischer Luft, einen reichen Bestand an alten Bäumen und einen Überfluss an Früchten jeder Art: viel Kaffee, Ananas, Kokosnüsse und Gemüse. Die Bevölkerung ist freundlich und fromm.

Unser kleines Talon mit 2.381 Einwohnern gehört also zu Amadeo. Man kann sagen, die meisten Menschen hier gehören dem Mittelstand an; sie haben einen Beruf, und der Kaffee sichert ihnen ein ausreichendes Einkommen. Die meisten haben ein Auto oder Motorrad und ein festes Haus, aber es gibt auch wirklich arme Leute. Die meisten dieser armen Leute sind Auswärtige, die als Tagelöhner in den Kaffeefarmen rund um unser Ausbildungshaus arbeiten.

Unser P.-Jordan-Ausbildungshaus liegt nur wenige Meter von der Dorfkapelle (St. Rochus) entfernt. Unsere Priester feiern dort die Sonntagsgottesdienste. Praktisch ist die kleine Kapelle immer gefüllt, denn die meisten Einwohner sind katholisch und in kirchlichen Aktivitäten eingebunden. Unser Haus liegt mit anderen Häusern auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Auf allen Seiten haben wir liebe Nachbarn: einen kleinen Verkaufsladen, einen Bauernhof, eine Orchideengärtnerei und auf der Rückseite Buschland.

Talon hat ausreichende Bildungseinrichtungen: Kindergarten, Grundschule und Mittelschule. Die Schönheit Talons liegt nicht nur in seiner Lage und seiner Umgebung, sondern auch im Menschenschlag und den Bürgern, die in wohlgeordneten Verhältnissen leben und aktiv sich für das kirchliche Leben einsetzen. Die meisten Familien sind untereinander verwandt oder befreundet, weshalb sie auch gut miteinander auskommen und leicht zu Gemeinschaftsaufgaben, auch in der Kirche bereit sind.

Talon ist in sechs Viertel (*puroks*) eingeteilt. Wir gehören zum 3. Viertel mit 429 Einwohnern. Jedes Viertel hat gewisse Verantwortlichkeiten für die Gemeinschaft wahrzunehmen. Besonders für Gruppenaktivitäten, den Dienst in der Kapelle (Sponsoren für

Messstipendien) und Helfer bei vielerlei Anlässen. So gibt es eine Gruppe von Lektoren, Kommentatoren und Gesangsgruppen.

Durch unser gutes Verhältnis zur Bevölkerung von Anbeginn an, und durch unsere pastoralen und gemeinschaftlichen Beiträge (auch seitens unserer Studenten) ist die Präsenz der Salvatorianer sehr geschätzt und man weiß unsere Dienste zu würdigen.

* * *

13. EIN NEUER ABSCHNITT MEINES WEGES (2010)

Dominic L.

Ein kleiner Junge lebt in einem 12-stöckigen Wohnblock, und zwar im obersten Stockwerk. Wenn er dorthin gelangen will, nimmt er den Fahrstuhl, fährt aber nur bis zum 6. Stock, dann läuft er die Treppe hinauf durch die letzten sechs Etagen. Warum wohl? Er erreicht im Fahrstuhl nur den Knopf zur sechsten Etage. Aber er sagt zu sich selbst: „Wenn ich einmal groß bin, dann kann ich den obersten Knopf erreichen und fahre direkt hinauf bis zum zwölften Stock!“

Wenn man im Aufzug des Lebens zur Spitze fahren will, muss man nacheinander mehrere Knöpfe erreichen, und jeder von ihnen hat einen Namen. Ein Knopf bringt Sie zum Stockwerk mit dem Namen **„Erkenne dich selbst.“** Weise ist einer, der sich selbst wirklich kennt; der seine Grenzen und Fähigkeiten wahrnimmt. Der nächste Knopf ist beschriftet mit **„Kontrolliere dich selbst!“** Egal, wie brillant und schön du bist, dein Leben ist wertlos, wenn du es nicht kontrollieren kannst. Ein weiterer Knopf heißt **„Gib dich selbst!“** Ein Mensch steht nie höher, als wenn er sich neigt, jemandem zu helfen. Selbstsucht ist das Grundübel des Fleisches. Ein weiterer Knopf heißt **„Vision“** Wenn du diesen Knopf nicht findest, wirst du den Aufzug nie zum zwölften Stockwerk bringen können. Eine Vision ist etwas, das man in sich entwickelt, wenn man die Augen offen hat und seine Phantasie aus dem Reich der Möglichkeit in das Reich der Wirklichkeit eintreten lässt. Mit anderen Worten: Vision ist Hoffnung. Dem Knopf zum letzten Stock, den viele „Erfolg“ nennen, möchte ich den Namen **„Abhängigkeit von Gott“** geben. Steige Stufe um Stufe hinauf: niemand wird je den Gipfel erreichen, wenn er nicht Gott als seinen Weggefährten wahrnimmt.

Ich denke, dass ich selbst der kleine Junge in der Geschichte bin. Ja, eigentlich habe ich den sechsten Knopf für meine Reise noch nicht erreicht; was ich erreichen kann, ist sehr gering. Gegenwärtig bin ich einer der Philosophiestudenten im ersten Jahr. So würde ich sagen, dass ich nach einem Jahr Englischunterricht in Manila mit meinem neuen Lebensabschnitt erst am Anfang stehe. Und dieser Abschnitt wird ein langer Weg sein mit vielen Überraschungen und Herausforderungen. In diesem Moment ist es meine große Aufgabe zu studieren; und wir wissen, dass die Philosophie nicht leicht ist. So muss ich hart arbeiten und über vielen Büchern sitzen. Jedenfalls ist für mich am wichtigsten, wie ich das Gelernte in meinem eigenen Leben umsetze; die Art und Weise, wie ich mit anderen und mit mir selbst umgehe, besonders im Gemeinschaftsleben. Ich habe da nämlich wirklich wenig Erfahrung. Hier sind wir aber eine große Gemeinschaft mit 42 Mitgliedern, die aus verschiedenen Ländern (6 Nationalitäten) mit unterschiedlichen Kulturen und Persönlichkeiten kommen ... Es ist also eine wirklich notwendige Übung zu lernen, immer gut miteinander auszukommen. Um dies zu können muss ich vor allem vergessen, was „Ego“ und „Egoismus“ genannt wird. Dann kann ich anderen mehr von mir selbst geben.

Aber Reden ist einfacher als Handeln! Also versuche ich möglichst gut zu verwirklichen, was ich gerade gesagt habe. Dabei habe ich Patres und Brüder, die mich auf dem Weg begleiten. Ich bin wirklich dankbar, dass immer jemand neben mir steht und mir hilft; nicht nur im Studium, sondern auch in viele anderen Dinge. Ferner hoffe ich, mit dem Ausbildungsprogramm dieser Gemeinschaft fähig zu werden, jene Stufe zu erreichen, die mich tiefer erkennen lässt, was meine Stärken und was meine Schwächen sind, und wie ich mich besser verstehen kann, so dass ich mich selbst besser bilden und sicher sein kann, in welcher Richtung ich meinen Lebensweg fortsetzen soll.

Neben dem Studium haben wir im vergangenen Jahr 2009 auch einige Aktivitäten organisiert, wie z. B. die Arbeit mit den Jugendlichen hier in unserer Gegend oder einige wohltätige Programme. Ich war sehr glücklich mit diesen Tätigkeiten, weil ich die Chance bekam, vom Leben außerhalb unseres Hauses Erfahrung zu sammeln mit Menschen, die weniger Glück haben als wir, und ich kann irgendwie spüren, dass gerade das es ist, was ich jetzt und in Zukunft tun will. So werde ich schrittweise zu meiner Vision finden.

Ich weiß nicht, ob dies für mich zu hoch oder zu wenig sein wird, doch meine ich, wenn es Gottes Wille ist, dass ich mit aller Kraft mich bemühen werde, meinen Weg weiterhin gehen und meinen Traum Wirklichkeit werden zu lassen.

* * *

14. SCHRITTE IN MEINEM LEBEN (2010)

Br. Paul T.

Zwischen Geburt und Tod stellt uns das Leben nach und nach vor vielerlei Aufgaben, und wenn wir erwachsen genug sind, dann haben wir diese auf eigenen Beinen zu meistern. Dann sind wir nicht mehr von unseren Eltern abhängig und müssen unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen. Wir müssen über unsere Zukunft selbst entscheiden. Da gehen einem viele Fragen durch den Kopf, die alle unsere Zukunft betreffen: Welchen Lebensweg wir einschlagen werden, oder was unser Ideal sein wird. Einige werden Arzt oder Lehrer …, aber ich will Priester werden; dies ist mein Ziel, das ich seit meiner frühen Jugend hege. – Das ist mein Traum.

Im Jahr 2005 habe ich die Schule beendet. Danach habe ich das Studium für ein Jahr unterbrochen. Ich blieb zuhause bei meiner Familie, weil ich meinen Eltern in der Landwirtschaft helfen wollte. Mein Grund dafür war: Ich wusste, wie hart meine Eltern gearbeitet haben, um die Familie durchzubringen. Meine Schwestern und ich waren noch jung, und alle gingen wir zur Schule. Doch meine Eltern wollten mich nicht auf der Kaffeefarm arbeiten sehen und ermutigten mich, das Studium wieder aufzunehmen, was ich ihnen auch versprach.

Im Jahr 2006 verließ ich also meine Familie und begab mich zum Studium nach Dalat City. Während dieser Zeit lebte ich in einem Studienhaus der Salesianer Don Boscos. Einer meiner Freunde bat den Direktor, dass ich dort leben durfte. So war ich dort mit anderen Studenten aus verschiedensten Städten zusammen. Es war aber wie in einer Familie. Alle von uns bereiteten sich für die Aufnahmeprüfung in ein Seminar vor. Der Aufenthalt dort gefiel mir sehr. Wir gingen gemeinsam zur Schule, wir spielten miteinander, sonntags gingen wir zu verschiedenen Aktivitäten ins Don-Bosco-Zentrum. Wir besuchten den Gottesdienst, entdeckten unsere Begabungen, machten ‚Bibelteilen', spielten Fußball … Woran ich aber besondere Freude empfand, das war die Anbetungsstunde zusammen mit den Patres und Brüdern von Don Bosco. Von allen Aktivitäten erfüllte mich die Anbetung am meisten.

So ging die Zeit voran, bis ich eines Tages von meinem Vater einen Anruf erhielt. Er sagte mir, es gäbe einen neuen Orden, der nach Nordvietnam komme, um Berufungen zu suchen. Und dann fragte er mich, ob ich da mitmachen wolle, oder nicht. Diese Nachricht kam für mich zu überraschend, sodass ich nicht sofort entscheiden konnte und meinem Vater lediglich sagte: „Ich will darüber nachdenken." Wenige Tage später kam ein anderer Anruf, diesmal von meinem Pfarrer. Auch er sprach darüber und fragte mich: „Hast Du dich schon entschieden?" Meine Antwort war, dass ich noch nicht so weit sei. Darauf sagte er mir: „Du hast Zeit zum Nachdenken, bevor Du dich entscheidest; es ist gewiss nicht leicht, aber ich bin sicher, dass es eine gute Chance für dich bedeutet."

Die Entscheidung fiel mir wirklich schwer. Ich wusste, dass ein Leben im Ausland nicht einfach sein würde; ich werde wohl Heimweh bekommen, mich einsam fühlen. Dann dachte ich auch an die Sprache; ich konnte noch kein Englisch. Wenn ich auf die

Philippinen gehe, muss ich Englisch lernen, um mich der neuen Umgebung anpassen zu können, sonst kann ich ja mit niemandem reden. Ein ganz wichtiger Punkt war der Gedanke an meine Familie, denn ich bin der einzige Sohn in der Familie, habe aber sechs Schwestern; meine Eltern sind im mittleren Alter. Ich liebe meine Familie, und sie mögen mich auch. Nach vietnamesischer Tradition hat gewöhnlich der jüngste Sohn die Sorge für seine Eltern zu übernehmen, wenn diese alt sind. Trotzdem aber würden meine Eltern meine Entscheidungen respektieren; ob ich sie verlasse oder nicht, sie würden beides akzeptieren.

Ich habe viel gebetet, dass Gott mich führen und erleuchten möge, damit ich zu einer klaren Entscheidung finde. Schließlich fasste ich den Entschluss, in dieses ausländische Seminar zu gehen, selbst wenn ich rein nichts über es wusste. Ich hatte lediglich von ihm gehört. Ich vertraute einfach darauf, dass Gott mir schon den rechten Weg zeigen werde und legte alles in seine Hand. Einige Tage darauf schon hatte ich mich dann von meinen Studienkameraden, den Patres und Brüdern von Don Bosco zu verabschieden. Natürlich hatte ich auch dort mit einem Pater gesprochen, der mich fragte: „Warum willst du in jenes Seminar eintreten?“ Doch konnte ich ihm darauf keine Antwort geben, weil ich selber nicht recht wusste, warum. Dann machte er mir Mut und wünschte mir alles Gute, für mich und für meine Berufung. Ich habe mich bei ihm bedankt für seine Hilfe und dafür, dass er mich im dortigen Don-Bosco-Haus untergebracht hatte.

Tags danach kehrte ich voller Freude und Neugierde auf das neue Seminar zu meiner Familie zurück. Dort angekommen gab mir mein Vater die Telefonnummer von einer Frau Dung. Das ist jene Dame, die den Salvatorianern in Vietnam So lebten wir hier fünf Monate lang zusammen. Dann kehrten wir nach Hause zurück und bereiteten uns für die Philippinen vor. Zu meinem Pech konnte ich jedoch keinen Reisepass bekommen. Die Behörden meiner Stadt wollten mir einfach den Pass nicht ausstellen. Sie wussten nämlich, dass ich Priester werde wolle und das gefiel ihnen nicht. Ich wollte sie mit aller Gewalt überzeugen, doch sie wollten nicht hören. Nachdem ich also ohne Pass dastand, hatte ich in Vietnam zu bleiben und zu warten, bis ich einen erhielt. Ich war sehr böse darüber, dass ich nicht abreisen konnte. John Truc und Joseph Chinh waren besser daran, denn sie hatte die Pässe bereits und konnten noch vor mir abreisen. Ich war also nahe daran, alles aufzugeben, denn ich sah keine Möglichkeit, einen Pass zu erhalten. Auch mein Vater hat sich verschiedentlich dafür eingesetzt, einen Pass für mich zu besorgen, und er hat auch ganz schön dafür bezahlt. Meine Lage schien aussichtslos; ich wartete über ein Jahr lang, aber schließlich konnte ich ihn doch erhalten. Das war eine wunderbare Überraschung für mich, denn ich war schon davon überzeugt, von der Behörde nie einen Pass zu bekommen; die war so streng.

Nachdem ich also meinen Pass in Händen hielt, benachrichtigte ich sofort Frau Dung davon. Sie meinte: „Du kannst dich vorbereiten, mit der nächsten Gruppe abzureisen.“ Ich war überglücklich. Ich genoss es, noch einmal für einige Monate mit meiner Familie und meinen Freunden zusammen zu sein. Dann war ich bereit zum Start in die Philippinen. Bevor ich mich von meiner Familie verabschiedete, feierten wir noch eine Ab-

schiedsparty. Alle waren sehr glücklich, außer mir, denn mir war klar, dass ich nun von ihnen getrennt werde leben müssen. Schließlich kam der Tag meines Abfluges, ich verabschiedete mich von Familie, Verwandten und Freunden und flog auf die Philippinen, zusammen mit anderen Brüdern.

So verbringe ich nun meine Zeit in den Philippinen in Gemeinschaft mit den Salvatorianern, Patres und Brüdern, und es ist ein erfülltes Leben für mich, denn wenn ich auf meine vergangene Zeit zurückblicke, dann sehe ich, dass nicht alles so einfach war. Ich bin nun glücklich, hier bei den Salvatorianern sein zu können. Ich hoffe und wünsche, dass ich meine Zeit hier nützlich verbringe und ein guter salvatorianischer Seminarist werde.

* * *

15. UNSER PASTORALER DIENST IN UNSERER PFARRGEMEINDE (2010)

P. Wilson C.

Unsere Gemeinschaft hier in Talon-Amadeo begann im Jahre 2003.Wir waren damals gerade sieben Köpfe: fünf Brüder aus Sri Lanka, P. Hubert und ich. Ich hörte, unser Ort sei der bevölkerungsreichste Sprengel in der Gemeinde Amadeo. Vor unserer Ankunft wurde unsere Umgebung von den Steyler Patres betreut. Sie waren die einzigen, die diesem Ort halfen, eine eigene Kapelle zu bauen, in der man sonntags zusammenkommen konnte. Nachdem die eigentliche Pfarrkirche in Amadeo sehr weit entfernt ist, zogen viele Leute es damals vor, den Sonntags-Gottesdienst in der näheren Lourdes-Kirche von Tagaytay zu besuchen. Wie auch immer, seit die Einwohnerschaft von der Möglichkeit erfuhr, mit P. Hubert eine eigene Sonntagsmesse feiern zu können, ist diese Möglichkeit eine große Erleichterung für sie. Ja, ich möchte sagen, eine große Umwandlung.

Aus dem kleinen Grüppchen, das die Bibelabende besuchte, wurde eine stattliche Zahl von regelmäßigen Besuchern der Sonntagsmesse. Dieses starke Anwachsen der Besucher machte deutlich, dass die Kapelle zu klein war, um für alle „groß genug“ zu sein. So war man sehr dankbar, dass unsere Gemeinschaft sich darum bemüht hat, genügend finanzielle Mittel für die Erneuerung der Kapelle zu finden. Somit bietet die Kapelle trotz ihrer Enge nun mehr Platz für die Gottesdienstbesucher. Unsere Anwesenheit und unser regelmäßiger Kontakt mit den hiesigen Dorfbewohnern führten zu mehr Engagement und Mitbeteiligung in Liturgie und in anderen pastoralen Tätigkeiten. Immer stärker wurden sie sich ihrer Verantwortung bewusst, Teil der größeren Pfarrei und der Pfarrgemeinschaft zu sein. Dies gab auch uns die Möglichkeit, für den musikalischen Dienst und für die Betreuung der Ministranten zu sorgen. Jede dieser beiden Gruppen trägt nun ihren Teil zur aktiveren und schöneren Mitfeier der Liturgie bei. Wir stellen den Zelebranten für die Sonntagsmesse und feiern alle zwei Wochen als Hausgemeinschaft diesen Gottesdienst mit. Einmal im Monat zelebriert der zuständige Pfarrer von Amadeo. Weiterhin lädt unsere Gemeinschaft einmal pro Woche zum Besuch eines Gottesdienstes in der Sprache Tagalog in unsere Hauskapelle ein.

So haben diese Kontakte zur Bevölkerung eine enge Beziehung zu den Einheimischen geschaffen, die uns nicht als Fremde ansehen, sondern als Teil ihrer Gemeinschaft. Oft erhalten wir Einladungen zu Geburtstagsfeiern, Festen, Trauungen, Jubiläen und anderen Anlässen, an welchen unsere Beteiligung und Teilnahme erwünscht ist.

Mein eigener pastoraler Dienst geht zurück auf meine Diakonatszeit. Ich bin dem früheren Pfarrer P. Troy de Castro für die Möglichkeit eines Diakonatsdienstes in seiner Pfarrgemeinde dankbar. So hatte ich die Möglichkeit, ihm an jedem Wochenende zu assistieren. Am häufigsten wurden mir die Sonntagspredigten und die Taufen zugeteilt. Oft auch wurden mir die Bibelstunden in den nahen Ortschaften übertragen und wenn der Pfarrer abwesend war, nahm ich die meisten anderen Aufgaben wahr, außer Beichten und Trauungen, für die ich noch keine Vollmacht hatte. Wenn die Advents- oder Fastenzeit

kam, hielt ich Besinnungstage für die Katecheten, für Mitglieder der Jugendgruppe, des Chores und der Ministrantengruppe. Seit meiner Priesterweihe bin ich nun für weitere Aufgaben einsetzbar.

Zusammen mit P. Hubert und P. Adam, der gelegentlich auch Inhaftierte besucht, halten wir uns für die Beichten frei. P. Hubert ist in diesem Dienst vor allem in der Zeit der Erstkommunionen und der regelmäßigen Beichtgelegenheiten in den nahegelegenen Exerzitienhäusern sehr eingespannt. Während der Novene auf Weihnachten halten wir die Frühmessen hier am Ort und in Nachbargemeinden und Kapellen. P. Hubert hat einen solchen regulären Messdienst für diese Zeit übernommen, weshalb er schon um 03:30h in der Frühe aufbrechen muss, um seinem Zeitplan nachzukommen. So ist unsere Präsenz als Salvatorianer immer stärker sichtbar geworden.

Nachdem unser Kolleg als Studienhaus für die Philosophen und Theologen errichtet worden ist, ist es inzwischen zu einem Ort geworden, wo unsere jungen Studenten Erfahrungen sammeln können, sich selbst in unseren pastoralen Dienst einzubringen.

Immer mehr wird unsere ganze Gemeinschaft eingebunden. Außer P. Hubert, P. Adam und mir feiert auch P. Günther die Donnerstagsmessen in Tagalog. P. Jan studiert noch die Einheimischensprache für seinen späteren Einsatz in der Pastoral. P. Bogdan trägt durch Vorlesungen bereits zur philosophischen Ausbildung der künftigen Theologen bei. Diakon Prabu verschönert alle unsere Feiern durch seinen liturgischen Dienst. Einige unserer Philosophen und Theologen sind in der ‚P. Jordan-Jugend' engagiert und fördern deren menschliche Allgemeinbildung, aktive Beteiligung an unserer Liturgie und die Entwicklung eigener Talente. Dies fällt zusammen mit der Grundausbildung der Ministranten. Eine Reihe unserer Studenten erteilt der Jugend und jungen Erwachsenen Instrumentalunterricht. So werden diese zu einem wichtigen Faktor unserer Arbeit besonders hier in unserem Dorf.

Wenn ich zurückblicke, dann möchte ich sagen, dass unser Heiland der Grund für das Wachsen diesen pastoralen Dienst gelegt hat, seit wir hier sind. So ging der salvatorianische Samen auf und entfaltet sich, nicht nur zahlenmäßig, sondern auch in unserer Einbindung in die Pfarrei und in unserer Einbindung in der ganzen Gemeinschaft von Talon.

* * *

16. ERINNERUNGEN AN EINEN UNVERGESSLICHEN AUSFLUG (2010)

Dominic Y.

Weihnachten 2005 war für uns Seminaristen in den Philippinen eine schöne Zeit. So planten wir einen größeren Ausflug in die Berge der Montana-Provinz im Norden unserer Insel Luzon. Einige unserer philippinischen Freunde stellten eine Gruppe zusammen, der auch ich mich anschloss. Zusammen, einschließlich einiger Gäste, waren wir 28 Personen aus sechs verschiedenen Ländern.

Drei Tage sollte die Wanderung dauern. So starteten wir in Neu-Manila mit dem Nachtbus. In der Frühe kamen wir dann gegen 10:00h in einem Dorf am Fuß des Gebirges, das wir erklimmen wollten, an. Nach einem frühen und kurzen Mittagessen im Dorf brachen wir zu unserem Ziel auf. Als wir den Gipfel erreichten, begann es bereits zu dunkeln. Ich war dermaßen müde, dass ich, nachdem ich einen geeigneten Platz gefunden hatte, mit meinen Kameraden das Zelt aufbaute und mich sofort schlafen legte. In dieser Nacht habe ich geschlafen wie ein Bär!

Am Morgen jedoch, als wir gerade mit dem Frühstück fertig waren – einige von uns waren noch nicht einmal aufgestanden – tauchten urplötzlich vier mit Gewehren bewaffnete Männer auf, die uns anschrien und uns befahlen, alle zusammen zu stehen. Als ich diese Männer mit ihren Gewehren sah, war mir sofort klar, dass nun irgendetwas passieren würde und wir mit diesen überraschenden Besuchern, die ihre Gesichter mit alten Klamotten verhüllt hatten, Schwierigkeiten bekommen würden. Sie sprachen alle die lokale Sprache, die ich nicht verstand. Eine einheimische Begleiterin aus unserer Gruppe übersetzte uns die Forderungen der Banditen. Sie verlangten, dass wir alle uns flach auf den Boden legten, das Gesicht zur Erde und die Hände hinter dem Kopf verschränkt. In diesem Moment überfiel uns alle großer Schrecken und Entsetzen. Ich war derart angespannt, dass ich Schwierigkeiten mit der Atmung bekam und mein Puls wie rasend schlug. In meinem Herzen habe ich bereits den lieben Gott um seinen Schutz angerufen und mich der Muttergottes und dem hl. Joseph empfohlen.

Es war eine schreckliche Erfahrung, so kurz nach meiner Ankunft in diesem fremden Land. Die Banditen begannen damit, all unser Gepäck und unsere Taschen nach Geld und anderen Wertsachen wie Mobiltelefone, Fotokameras usw. zu durchsuchen. Es war eine höchst angespannte Situation, und einige der Frauen aus der Gruppe begannen, fürchterlich zu weinen. Nach rund einer Stunde solcher Behandlung ließen die Räuber von uns ab und machten sich mit allem, was sie haben wollten, davon, ohne irgendeinen von uns verletzt zu haben.

Für mich war dabei interessant, dass sie, bevor sie gingen, noch ‚Danke schön' zu uns gesagt haben. Später, als sie sich entfernt hatten und wir uns wieder aufrichten konnten, erfuhr ich, dass sie von den drei Patres, die uns begleiteten, nichts wollten. Denn nachdem sie erfahren hatten, dass wir Seminaristen und unsere drei Begleiter Priester seien, haben sie diese aus Respekt nicht angerührt und wollten auch nichts von ihnen.

Jemand aus der Gruppe meinte, bei diesen Räubern handle es sich wahrscheinlich um Leute aus dem Dorf am Fuß des Gebirges, wo wir ja vor unserem Aufstieg Mittagspause hatten, arme Leute, die uns zwei Tage lang hinterher waren.

Wir jedenfalls hatten allen Mut und die gute Laune verloren, waren vom Schrecken gepackt und brauchten geraume Zeit uns wieder zu beruhigen. Dann machten wir uns auf den Heimweg. Zuvor hatte jedoch P. Hubert uns zu trösten versucht: Wir sollten es nicht so tragisch nehmen, da sie uns ja nichts angetan haben und nur unser Geld wollten. Er schlug vor, doch noch eine Bergmesse zu feiern. So bauten wir aus unseren Rucksäcken einen provisorischen Altar und feierten eine hl. Messe, dankbar dass uns kein physisches Leid zugefügt worden ist; und wir beteten auch für die Räuber.

* * *

17. KOCHEN IN TALON (2013)

Dominic L.

Ein Sprichwort sagt, dass Kochen eine Kunst ist, und ein guter Koch ein Künstler. Wie jede andere Kunst verlangt auch das Kochen besondere Fähigkeiten, Aufrichtigkeit, Geduld und Kreativität. Essen ist nicht etwas, das nur den Körper betrifft, sondern es sollte schon auch über den materiellen Aspekt hinausreichen und auf einer höheren Ebene Stillung des Hungers und Genuss bewirken. Sicher sollen die Speisen unseren Magen füllen und den Hunger stillen, doch was länger anhält ist der Geschmack, der Geist und Herz der Menschen erfreut. So liegt die Aufgabe des Koches nicht nur darin, die Speisen für den Verzehr herzurichten, ein Mahl zu bereiten für Menschen, die sich treffen und aneinander Freude haben.

Ältere Leute betrachten Kochen als eine ausgesprochene Frauenarbeit, weil wir ja gewohnt sind, dass zuhause die Mutter und Schwestern kochen, und das Gute daran ist, dass ihre Speisen auch ausgezeichnet schmecken. Womöglich liegt darin die besondere Begabung der Frauen.

Wenn wir also gelegentlich Gäste in unserer Gemeinschaft haben, dann wundern diese sich nicht wenig, wenn sie uns, die Seminaristen, in der Küche beschäftigt sehen. Infolge unseres angefüllten Stundenplanes haben wir hier zwei Köche angestellt, die von Montag bis Samstag für uns kochen. Die beiden Häuser der Sprachschüler und der Theologen in Manila haben während der Woche eine Küchenhilfe, die von Montag bis Samstag das Mittagessen vorbereitet. Doch für Sonntag und alle Abendessen müssen sie selbst sorgen. Nur die Noviziatsgemeinschaft ist ohne Hilfe allein auf sich selbst gestellt.

In unserem Ausbildungshaus in Talon besorgen wir den wöchentlichen Küchendienst in Gruppen von jeweils vier Studenten. Sonntags haben wir dann Gelegenheit, unsere verborgenen Kochkünste zu zeigen. Zuweilen kann es dabei auch vorkommen, dass unser Essen sehr seltsam ist.

Unabhängig von den Sonntagen haben wir noch eigene Teams für den Küchendienst an großen Festtagen oder besonderen festlichen Anlässen. Manchmal versorgen wir dann über 100 Gäste von auswärts. Dies tun wir, um den Festtagen ein besonderes Gewicht und einen frohen Charakter zu geben. Tatsächlich ist es für die Gäste immer etwas Besonderes, unsere so verschiedenen Speisen zu kosten, die nach Rezepten aus Vietnam, Indonesien, Sri Lanka und selbstverständlich auch aus den Philippinen zubereitet werden. Daneben können wir auch europäische Gerichte servieren wie Spaghetti, Pasta oder Kartoffeln.

Zugegeben, nicht jeder von uns hat Küchenerfahrung, doch kommen wir auf unsere Weise gut zurecht. Etliche aber haben bereits zuhause kochen gelernt, bevor sie in unser Haus kamen. Durch ihre Begabung und lange Erfahrung sind viele von diesen wirklich qualifizierte Köche. Andere wieder haben Gelegenheit, in unserer Gemeinschaft langsam ins Kochen eingeführt zu werden. Für diese Anfänger aber war es nicht immer einfach,

für viele Leute zu kochen. Immerhin zählt unsere Gemeinschaft allein 43 Mitglieder. Doch mit gutem Willen und manchmal auch mit etwas Nachhilfe, geben sie ihr Bestes, sodass jeder etwas auf dem Tisch hat.

Ich selbst habe beispielsweise erst mit dem Kochen begonnen, als ich auf die Philippinen kam. Solange ich zuhause war, konnte ich nur meiner Großmutter, meiner Mutter und den Tanten beim Kochen zuschauen. Aber hier gab es kein Kneifen, ich musste einfach kochen lernen. Schließlich fand ich Gefallen an dieser Küchenarbeit, besonders auch deshalb, weil ich erkannte, dass es einem sehr hilfreich sein kann, wenn man zu kochen versteht. Anfangs fragte ich noch meine Familie, wie bestimmte einfache Gerichte zubereitet werden; später dann fragte ich nach komplizierteren Gerichten. Zuletzt machte ich meine eigenen Experimente mit den verschiedensten Rezepten und Gewürzen. Auch ging manchmal was daneben, doch ist dies das Lehrgeld! Gelegentlich träume ich sogar davon, ein eigenes Restaurant zu haben, womöglich eine ‚salvatorianische Gaststätte' für arme Leute, besonders Obdachlose und heimatlose Menschen: Ich glaube wirklich, dass dies eine gute Aufgabe sein könnte. Auch wenn gesagt wird, man solle den Armen nicht Fische, sondern Angelruten geben, so bin ich doch davon überzeugt, dass es Menschen gibt, die zu schwach sind, eine Angelrute zu halten. Wie kam ich auf diese Idee? Weil ich an unsere Fähigkeit und Möglichkeit glaube, pflanzen, Tiere halten, schlachten und zubereiten zu können.

In unserer Gemeinschaft haben wir hier einen kleinen Garten, wo wir unser Gemüse anpflanzen, Gurken, Kürbis, Zucchini, allerlei Grünzeug und Kräuter. Daneben halten wir einige Haustiere, wie Hasen, Enten, Hühner, Truthähne, die bei besonderen Anlässen ‚daran glauben' müssen. Wir schätzen wirklich unsere eigenen Produkte, da diese sauber, ökologisch, frisch und hausgemacht sind. Manchmal brauchen wir für Salat und Suppen nicht einkaufen. Mancher wird übrigens überrascht sein zu erfahren, dass wir auch selbst schlachten können. Vor großen Festen schlachten wir ein Schwein, das wir kaufen, sowie Ziegen, Hasen und Enten. Wir können dies, weil wir es schon zuhause gelernt haben. Dadurch haben wir dann besseres, frisches Fleisch und können auch selbst Würste oder Schwartenmagen zubereiten.

Und schließlich habe ich gelernt, dass eine gute Küche auch eine gute Möglichkeit ist, unsere Gastfreundschaft zu zeigen. Es ist ein Unterschied, ob man Gäste zum Essen in ein Restaurant einlädt - was uns unmöglich ist - oder ob man für sie zuhause kocht. In unserer Kultur ist es etwas Besonderes, wenn man in eine Familie zum Essen eingeladen wird. Es zeigt, dass man besonders geschätzt und mit dem Gastgeben vertraut ist. JA, es geht dabei ums Essen, doch die Arbeit und die Anstrengung des Kochs, die bekundete Freundschaft und die gegenseitige Gemeinschaft machen den Unterschied aus und geben dem Mahl seinen hohen Wert. Denken wir nur an den Familientisch: Wie schön ist es doch, wenn alle beisammen sind und gemeinsam die von der Mutter liebevoll bereiteten Speisen verzehren; Zeit wird miteinander verbracht, man freut sich aneinander und teilt miteinander Glück und Trauer. Diese schöne Vorstellung bedeutet jedem und jeder Familie viel in der heutigen Welt.

So wollen auch wir in Talon – wann immer wir Gäste haben – diesen eine gute Unterkunft und selbstverständlich auch traditionelle internationale Küche anbieten. Wenn dann die Gäste gerne bei uns sind, sich zuhause fühlen und unsere Speisen kosten, dann sind auch wir selbst glücklich.

* * *

18. MEINE AUSBILDUNG IM SEMINAR (2012)

Paul Vincent G.

In dieser Welt ist es unsere Aufgabe, den Sinn unseres Lebens zu suchen. Deshalb fragt jeder Mensch auf seine eigene Weise nach diesem Sinn. Ein Schriftsteller sagt dazu, dass „der Sinn des Lebens ein sinnvolles Leben“ sei. Auf vielerlei Weisen kann dieser Sinn gefunden werden. Doch was eine Lebensperspektive anbetrifft, so beginnt unser Denken mit Gott, denn Gott kennt die Lebensziele eines jeden. Jedes Leben, ob als Laie oder Ordensperson, ist eine von Gott geschenkte Berufung. In diesem kurzen Gedankenaustausch möchte ich die Erfahrungen meiner vierjährigen Ausbildung in Talon mitteilen.

Zuerst will ich mich vorstellen. Ich bin Paul Vincent Galgo. Ich stamme aus der Provinz Surigao del Norte auf den Philippinen und bin das dritte von vier Geschwistern, geboren am 14. April 1989 in meinem Heimatort Sta. Monica Surigao Del Norte. Ich möchte die Erfahrungen meiner vier Ausbildungsjahre als Philosophiestudent im Ausbildungshaus Talon festhalten und damit den Weg meiner Berufung beschreiben, den ich gemeinsam mit meinen Mitbrüdern, Obern und Ausbildern zurückgelegt habe. Denn meine vier Ausbildungsjahre sind in meinem Leben als Seminarist eine unvergessliche Zeit.

Die Suche nach meiner Berufung und der Wunsch, in ein Seminar einzutreten, wurde wahr, als ich der Gemeinschaft der Salvatorianer anschloss. Am 31. Mai 2008 wurde ich in die Gemeinschaft aufgenommen. Damals war ich 18 Jahre alt. Mein Eintritt bedeutete für mich Freude und Glück. Doch nachdem damit auch eine Veränderung meines Lebensumfeldes verbunden war, hatte ich mich auch anzupassen und einzuleben, denn ich sah alles als einen Eintritt in eine neue Welt. Anfangs fühlte ich mich dennoch ein wenig unbehaglich, denn ich wusste nicht, was auf mich zukommen würde. So waren die ersten fünf Wochen im Seminar etwas schwierig, da ich hier in einer internationalen Gemeinschaft mit unterschiedlichen Kulturen und Wertvorstellungen lebte. Auch in der englischen Sprache hatte ich Schwierigkeiten, da Englisch in unserem Haus Umgangssprache war. Das schlimmste war jedoch das Heimweh. Ich fühlte mich einige Wochen lang sehr allein, denn meine Familie fehlte mir sehr. Doch Gott meinte es wirklich gut mit mir, so dass ich diese Schwierigkeiten überwand dank der Hilfe meiner neuen Gemeinschaft, die mich zuversichtlich machte, vorwärtszuschreiten.

Während der vier Jahre als Student der Philosophie lernte ich viele Dinge, nicht nur in meinem akademischen Bemühen, sondern ebenso unvergessliche Momente in unserem Gemeinschaftsleben. Meine vier Jahre betrachte ich als ein Geschenk Gottes an mich. Warum dies? Es ist einfach, denn ich hatte jederzeit eine Gemeinschaft, die für mich da war. Vieles lernte ich so in der Gemeinschaft, besonders das Zusammenleben mit anderen. Ich denke da an die Zeiten, die wir täglich gemeinsam verbracht haben, wie Gebetszeiten, die tägliche Messfeier, die Mahlzeiten, Feste, die wir miteinander feierten. Das alles prägte meine Berufung und mein Lebensziel. Es ließ mich erkennen, dass unser gemeinsames Lachen und Spielen mir hilft, die Wichtigkeit des Gemeinschaftslebens zu erfassen. Es hilft mir auch in meinem Reifen als Person. Auf vielfältige Weise spüre und

erfahre ich dies: Im geistlichen Leben, im Gemeinschaftsleben und im apostolischen Leben. Ich habe viel gelernt durch das vierjährige Philosophiestudium; ich weiß mit anderen Menschen umzugehen, meine Talente in einem apostolischen Einsatz und in Aktivitäten der Gemeinschaft zu gebrauchen, und ich verstehe nun im Austausch mit anderen und im Gespräch mit Gott meine Berufung besser und tiefer. Das Gemeinschaftsleben hilft mir dabei sehr. Als Philippinos, Vietnamesen, Deutsche, Polen, Sri Lanker und Chinesen bilden wir eine einzige Gemeinschaft.

Die vier Jahre in Talon lehrten mich die Bedeutung einer Gemeinschaft, nicht nur mit meinen Mitbrüdern und Ausbildern, sondern mit den Menschen draußen. Sie halfen mir, ein besserer und umgänglicherer Mensch zu werden. Dies habe ich besonders durch die Einsätze in verschiedenen mir anvertrauten Aufgaben und Diensten erfahren und ebenso durch die Hilfe und Leitung seitens meiner Mitbrüder, Präfekten und Obern. Mein tieferes Verständnis von Gemeinschaft wächst weiterhin auch durch das Bewusstsein, dass ein „Zuhause" nicht nur in glücklichen Stunden erlebt wird, sondern auch durch das Ja-sagen zu Pflichten, Schwierigkeiten und Verzichten, die im Leben durchzustehen sind. Auch dies lässt mich mein Leben immer besser verstehen. Es gibt keine Zukunft, ohne einen Anfang. Den Hauptgewinn meiner Seminarausbildung sehe ich in den Stunden, die mich fortan unvergesslich durchs Leben begleiten werden. Die Geduld und das Wohlwollen meiner Ausbilder und Obern half uns allen sehr, auf dem Weg unserer Berufung voranzugehen. Ein philippinisches Sprichwort sagt*: „Kung di ka lilingon Sa pinanggalingan ay di darating Sa patutunguhan"* (Wenn du nicht auf den Weg, den du gegangen bist, zurückblickst, dann wirst du dein Ziel nicht erreichen). So ist es auch bei mir.

Ich möchte meinen Ausbildern und Vorgesetzten dafür danken, dass sie uns in unserer Motivation, in akademischem Wissen, im Gemeinschaftsleben und in apostolischen Einsätzen ständig gefördert haben, um uns dazu zu formen, im Dienste Gottes in der Zukunft gute Menschen zu sein. Es ist auch mein Dank an meine Mitbrüder, die immer in Freud und Leid zusammenstehen. Ich möchte diesen Kurzbericht über das Pater-Jordan-Haus beenden mit einem Zitat aus Johannes 17,3: *„Das ist das ewige Leben, dass sie den einen wahren Gott erkennen und Jesus Christus, den du gesandt hast."* Dieser Satz ist für mich sehr wichtig, da er das Charisma und den Geist unseres Gründers ausdrückt, nämlich Christus, den Erlöser, bekannt zu machen. Und ich möchte auch offen bekunden, dass dieser Satz uns zu einer Gemeinschaft verbindet. Dies soll mein Schlusssatze sein, denn er ist wichtig. Ich teile gemeinsam mit anderen eine reiche Erfahrung aufgrund dieses einen Zieles, das uns verbindet, nämlich: Den Heiland bekannt zu machen, allen Völkern Jesus zu verkünden, nicht nur durch Predigt, sondern auch durch Erfüllung seines Auftrages, durch gegenseitige Liebe, wie ich sie in den vergangenen vier Jahren bereits in meiner Gemeinschaft erfahren habe, wo ich angenommen war und wir uns im gemeinsamen Ziel verbunden wussten: „*Alles zur größeren Ehre Gottes und zum Heil der Seelen."* Das macht eine Gemeinschaft lebendig: In brüderlicher Liebe und gegenseitiger Sorge zu leben. Ich dachte, unterschiedliche Kulturen und Werte seien hinderlich, doch sie sind ein Geschenk, da wir unsere Erfahrungen im Geiste der Gemeinschaft und im Geist der Uni-

versalität miteinander austauschen. Es gibt Einheit in Verschiedenheit. Ich würde sagen, es gibt keine vollkommene Gemeinschaft, doch ich erfuhr und ich glaube an eine Weggemeinschaft im Geist unseres Gründers. Jede Person hat ihre Grenzen, doch keine Beschränktheit kann uns daran hindern, unsere gegenseitigen Beziehungen zu vertiefen.

* * *

19. EINE REISE IN DIE PHILOSOPHIE (2012)

Adrian B.

Ich erinnere mich noch, wie ich zum ersten Mal gefragt wurde: „Was ist Philosophie?“ und wie ich – da ich keinerlei Vorstellung hatte, was das sein könnte – durch den Klassenraum schaute, ob da jemand wäre, der die Antwort weiß. Einige sagten, Philosophie beginne mit dem ‚Staunen‘, einer meinte, sie beginne mit ‚Fragen‘, doch ich hatte keine Ahnung, was ist antworten soll und was Philosophie wirklich war. Beim Nachdenken über die gehörten Antworten begann ich mich selbst zu fragen, wenn Philosophie mit Staunen und Fragen beginnt, was ist dann Besonderes in Philosophie. Ist es dasselbe wie die anderen Wissensgebiete? Lehrstoff? Der Professor sagte uns, dass Philosophie wirklich mit dem Staunen und Fragen beginne, die wahre Bedeutung des Wortes ‚Philosophie‘ sei jedoch: ‚Liebe zur Weisheit‘. Das schien schon etwas anderes zu sein als nur Staunen und Fragen. Es ist ein lebenslanges Lernen und intellektuelles Wachsen und Reifen. Weisheit erwerben aus Liebe, weil man sie liebt.

Bevor ich ins Seminar eintrat, las ich gerne Bücher, meist über Literatur und Kunst, Wissenschaften und Geschichte. Von Philosophie hatte ich noch nichts gehört. Ich bin als ein Liebhaber von Kunst und Wissenschaften aufgewachsen, sodass ich mich auf diese beiden Studienfächer konzentrierte. Es war derart einfach und lebendig, als ob es nichts zu fragen gäbe. Gott und dem Glauben nahe zu sein ist kein Problem für mich. Ich bin zwar kein sehr frommer Beter, doch jeden Abend spreche ich mit Gott als wie mit einem Freund, ich erzähle ihm, was tagsüber geschah, meine Gefühle, meine Wünsche und überhaupt alles. Als ich dann im Seminar war, bin ich zum ersten Mal der Philosophie begegnet.

Die Philosophie kam mir wie eine fremde Welt vor. Eine Welt, in der alles so ganz anders war und in der jede Frage aufregend wurde und bereichernd. Alles, was einem bisher vertraut war, erschien einem nun fremd, wie wenn ich eine neue Brille trüge, mit der ich alles heller und klarer sehe, als dies bisher der Fall war. Neue Perspektiven taten sich für mich auf, wenn ich in die Welt blickte. Ich empfinde Freude, ich empfinde nun Freude, wenn ich mit meiner Erfahrung neue Erkenntnisse über die Welt gewinne, und über die Natur, und über die Anfänge von allem. Philosophie wurde für mich zur Kunst, zur Wissenschaft, zur Literatur und zur Geschichte. Sie ebnet mir den Weg, alles auf neue Weise zu verstehen. Der Einfluss der Philosophie führt mich zu einer intellektuellen Reise, die mich meine Freiheit, meinen Willen, mein Wissen hinterfragen lässt und überhaupt alles, was einen Menschen in dieser Welt leben lässt. Philosophie lässt mich nach meinem Glauben fragen, nach der Religion und sogar nach Gott.

Religion und Philosophie beunruhigen und lassen mich selbst in einem Zwiespalt wiederfinden, bei welchem beide Seiten auf eigenem Fundament sich behaupten können. Ich weiß nicht, wo ich stehe, so entschied ich mich, ganz Seminarist und ganz Philosophiestudent zu sein. Ich behandle beide auf gleiche Weise, um eine Balance zwischen Glaube und Philosophie zu schaffen.

Es gibt Philosophien, die Gott und die Religion verteidigen; es gibt auch Philosophien, die Gott leugnen und die Religion verdammen. Ich stelle mich diesen Fragen und sehe, dass wir Gott mit unserem Verstand, mit unserer begrenzten Sprache, mit unserem Wissen nicht begreifen können. Er ist größer als alles andere. Ich verstehe, dass Philosophie ihre Grenzen hat, doch auch, dass sie hilfreich sein kann, Gottes Größe und Vollkommenheit zu versehen. So kann ich den Glauben und die Philosophie in mir bewahren.

Das Studium der Philosophie ändert mein Denken, lässt mich die Welt mit anderen Augen betrachten; sogar Gott wurde zu einem, der so vollkommen und größer als jeder andere Freund, mit dem ich sprechen kann. Dann frage ich Gott: „Warum hast du mich zum Philosophiestudium geführt, warum lässt du meinen Glauben und Dich selbst hinterfragen?“ Ich weiß nicht, wann ich die Antwort erhielt; dies geschah plötzlich, als ich von meinem größten Freund gefragt wurde: „Wenn Leute dich nach mir fragen, was wirst du antworten? Wirst du mich verteidigen?“ Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

Nach dieser Erfahrung glaube ich, Philosophie immer besser zu verstehen. Ich nahm mir vor, meine eigene Philosophie zu entwickeln, meine eigene Weise, Gott bei jenen zu verteidigen, die ihn leugnen. Ich möchte eine neue Art von Glück finden, Kunst und Wissenschaft verstehen, und dies alles mit meinem Glauben an Gott, der mein größter Freund ist.

* * *

20. LETZTLICH SIND WIR GARNICHT SO VERSCHIEDEN!

Francisco O.

Malaysia ist ein überwiegend mohammedanisches Land mit einer Bevölkerung, die zu 60% den Islam praktiziert. In diesem Land sind die Christen also eine Minderheit. Rund eine Million Katholiken leben in einem christlichen Bevölkerungsteil von nur 0,9%. Doch trotz der religiösen und kulturellen Unterschiede ist es ein friedlicher und harmonischer Platz, den christlichen Glauben zu leben. Aus diesem multikulturellen Umfeld komme ich her, um auf den Philippinern zu studieren.

Bekanntlich ist die ‚Gesellschaft des Göttlichen Heilandes' eine multikulturelle, internationale Kongregation; sie ist sehr ähnlich den Verhältnissen in Malaysia. Seit ich vor fünf Monaten hier ankam, ist es mir gelungen, mit jeder Nationalität friedlich und gut zusammenzuleben. Das kommt wohl daher, so glaube ich, dass wir ein gemeinsames Ziel und im Göttlichen Heiland selbst ein festes Fundament haben.

Sicherlich bestehen viele Unterschiede innerhalb unserer Gemeinschaft: Kultur, Sprache, Gebetsformen, der Lebensstil und fast alles andere in unserer biologischen Veranlagung. Das macht uns einmalig, doch wir blicken auf das, was in jedem einzelnen von uns vorhanden ist, was uns verbindet und uns über alle erdenkbaren Unterschiede hinweghilft; dies ist Christus, der uns in Liebe vereint durch den Hl. Geist, der in uns ist.

Unsere Gemeinschaft im Gebet, im Lobpreis und der Liturgie unterscheidet uns auch von der Welt; gewissermaßen sind wir so wie jeder andere auf der Welt, aber wir sind auch wieder verschieden. Doch sind dies positive Unterschiede, es ist der Unterschied, der uns sagt, dass wir in der Welt sind, aber nicht von der Welt. Dieser attraktive Unterschied ist eine Einladung an alle, die nach dem Glauben suchen. Diese Unterschiede machen uns auch frei.

Je mehr ich auf unsere Gesellschaft schaue, umso mehr merke ich, dass wir eigentlich gar nicht so verschieden sind, ja, in Wirklichkeit sind wir alle eins, denn der eine, der uns unterschiedlich machte, hat uns eins gemacht in Ihm. Je mehr auf diesen Glauben bauen, umso mehr werden wir eins. Wie der hl. Paulus können wir sagen: *„… da gibt es weder Juden oder Griechen, weder Sklaven noch Freie, weder Männer noch Frauen."* (Gal 3,28)

* * *

21. „VERLORENE ZEIT?“

Peter R.

Wir sind im Ausbildungshaus rund 40 Studenten. Jeden Werktag fahren wir zu den Philosophie-Vorlesungen nach La Salette. Um die Uni zu erreichen, benötigen wir etwa eine halbe Stunde Fahrzeit und für den Rückweg ebenso. Nachdem wir in einer technisierten Welt leben, wo jeder in kurzer Zeit vieles tun kann, frage ich mich, ob diese tägliche Fahrerei nicht verlorene Zeit bedeutet. Lasst uns die Antwort finden!

Von Montag bis Freitag richten wir uns gleich nach dem Frühstück für den Schulweg. Infolge unserer großen Zahl und der Tatsache, dass unser Kleinbus nur 17 Passagiere (ob das auch erlaubt ist, da geht es nämlich sehr, sehr eng zu?) befördern kann, teilen wir uns in zwei kleinere Gruppen. So bringt dann P. Adam, unser derzeitiger Superior, um 08:15h gewöhnlich einen Jahrgang zur *highway* nach Buho und lädt die Ladung beim Wartehäuschen aus. Diese Brüder fahren von dort aus mit einem Linienbus bis zur Schule. Die zweite glücklichere Gruppe wird dann direkt bis zur Schule gefahren. Vor der Abfahrt müssen wir uns zuerst vor dem Haus versammeln und auf P. Adam warten.

Diese Wartezeit ist eine Zeit der vielfältigsten Ereignisse. Einige quatschen miteinander über alle möglichen und unmöglichen Dinge, über Studium, Basketball usw. Andere lesen in ihren Lieblingsbüchern. In Zeiten von Prüfungen und Klassentests dagegen geht es ernster und ruhiger zu, weil wir uns mit unserem Lernstoff beschäftigen und wiederholen; manchmal tun wir dies zu zweit oder in kleinen Grüppchen. Und wenn wir dann in unserem Kleinbus sitzen, wollen einige sich weiterhin unterhalten, hören mit ihren Stöpseln in den Ohren Musik, und manche schlafen nochmals, damit sie in den Vorlesungen wirklich wach sind.

Auf dem Heimweg müssen wir dann meistens selber nach einer Transportmöglichkeit schauen. Während wir also auf den Linienbus warten, gehen unsere Diskussionen über die Vorlesungen des Tages weiter. Andere scherzen miteinander und planen schon das Fußball- oder Basketballspiel nach ihrer Heimkehr. Da wir ja verschiedenen Klassen zugehören, enden die Vorlesungen zu unterschiedlichen Zeiten und danach richtet sich dann auch die Heimfahrt. Zuweilen, wenn eine Gruppe bereits vor der Uni an der Straße steht und auf den Bus wartet, winken wir mit den Händen den nachkommenden Brüdern zu, als ob der Bus gerade im Kommen wäre. Dann fangen diese zu laufen an, um den Bus nicht zu verpassen, doch in Wirklichkeit ist noch gar kein Bus in Sicht. Wenn sie dann feststellen, dass sie an der Nase herumgeführt wurden und uns lachen sehen, dann schimpfen sie uns und geben uns gewöhnlich einen Boxer. Schließlich lachen wir alle zusammen.

Kurz gesagt, diese Zeit des Wartens und Fahrens ist keineswegs ‚verlorene Zeit‘. Im Gegenteil, sie bringt uns einander näher und hat uns schon eine Menge unvergesslicher Momente geschenkt. Nach meiner Meinung muss diese Zeit als eine ‚wertvolle Zeit‘ in unserem Seminaralltag und für jeden Einzelnen angesehen werden.

* * *

22. UNTERWEGS IN EINE NEUES LEBEN (2008)

Prabu R. J.

In der Geschichte der Menschheit haben die Völker stets unter Hunger, Naturkatastrophen, sinnloser Gewalt und ökologischen Problemen gelitten. Unter all diesen Lebensschicksalen gibt es eine Reihe von Völkern, die eine solche harte Wirklichkeit auch in neuerer Zeit erleben müssen. Wir wissen, dass der Krieg zu allen Zeiten eine schreckliche Erfahrung und ein schwieriges Thema ist. Krieg gehört heute nicht mehr zu den Problemen vieler Völker, abgesehen von Irak, Sri Lanka, Georgien und einigen afrikanischen Ländern. Lassen Sie mich meine persönliche Lebenserfahrung als ein Kriegsopfer schildern, in der Hoffnung, für jene, die noch unter den Schrecken der Gewalt zu leben haben, ein Hoffnungsschimmer zu sein.

Nachdem ich mich für das Ordensleben entschieden hatte und im philippinischen Ausbildungshaus in Talon Salvatorianer wurde, habe ich mich in meinen Absichten und Zielen und auch in meinen Hoffnungen geändert. Ich will Hoffnung, Glück, Frieden und Liebe Christi zu jenem Volk tragen, in welchem ich meine künftige Sendung erfüllen werde.

Ich komme aus Sri Lanka, eine wunderschöne Insel im Indischen Ozean. Dort leben zwei ethnischen Gruppen: die singalesische Mehrheit und die tamilische Minderheit. Sri Lanka war in der Vergangenheit eines der begehrtesten touristischen Ziele, doch nach rund fünfzig Jahren Kriegszustand zwischen der Sri Lankesischen Regierung und der Volksgruppe der Tamilen bleiben die Touristen aus. Heute wird unser Land von manchen als ‚Insel der Märtyrer', ‚Blutinsel' und ‚Träneninsel' benannt.

Ich gehöre zu der Volksgruppe, die in der Minderheit ist. Seit über acht Jahren lebe ich im Ausland, doch meine Erinnerungen an den Krieg sind in mir immer noch sehr lebendig. Gelegentlich bekomme ich Nachrichten, doch was ich höre, ist noch immer Leid, Mord, Vertreibung, Hungertod und Menschenrechtsverletzungen. Das Volk hat keine Hoffnung für die Zukunft, und seine Erinnerungen an die Vergangenheit scheinen bedeutungslos zu sein für ein menschenwürdiges Dasein. Ich weiß, wie sie in ihrem täglichen Leben fühlen, weil ich zuvor dieses Leben selbst mitgemacht habe.

Ich glaube, mit Hilfe der Salvatorianer mit den Schrecken meiner Kindheit fertig geworden zu sein, besonders dank der Patres aus Europa. Wir wurden sämtlicher Grundversorgung beraubt, nur weil wir zur Minderheit gehören. Ich erinnere mich noch heute an mein fünftes Lebensjahr, meine Kindheit, die Zeit im Kindergarten und in der Grundschule. Man hat mich nie gelehrt, schöne Blumen, den Himmel oder Sterne oder andere Wunder der Natur zu malen, die gerade die Phantasie von Kindern anregen und begeistern. Man hat uns gelehrt, Gewehre zu malen, Panzer, Militärlager und Kriegsflugzeuge. Normalerweise blicken die Menschen zum Himmel und bewundern all die Schönheit von Gottes unvergleichlicher Schöpfung, die uns seine Liebe zu uns allen zeigt. Doch für uns, die Tamilen aus dem Norden Sri Lankas, war das anders. Nur mit Furcht blickten wir zum Himmel, wie man auf Flugzeuge schaut, die womöglich unser Ende brachten, zu

jeder Zeit und überall. Ich habe die Schreie von Kindern, Müttern und alten Leuten gehört, wann immer das Motorengeräusch von Fliegern über unseren Köpfen ertönte. Ich empfinde tiefe Dankbarkeit gegenüber meinen Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden, die mein Leben vor Bombenangriffen, Granaten und Sperrfeuer schützten. Viele tote Körper habe ich auf der Straße, in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen liegen sehen. Viele meiner Verwandten und Freunde habe ich verloren. Oft habe ich mir die Frage gestellt: Haben all diese Menschen den Tod verdient? Doch die Antwort war leicht: Sie haben ihn nicht verdient. Es ist ein zu hoher Preis für den Größenwahn einiger Staatsmänner und Politiker um Macht, Geld und leeren Ruhm. Von meinem 11. bis zum 19. Lebensjahr bestand mein Leben in einem ständigen Wechsel von Ort zu Ort infolge des Bürgerkrieges in Sri Lanka. Meine Familie hatte innerhalb des eigenen Landes mehrfache Vertreibung zu erleiden.

Die Regierung hat einen historischen Krieg erklärt, als sie 1995 die Halbinsel Jaffna okkupierte. Tausende Menschen wurden gezwungen, in die Wälder zu flüchten, weit weg vom eigenen Zuhause. Mehrere Tage und Nächte hatten wir zu gehen, um einen Platz zu finden, wo wir ein Schiff besteigen konnten, um übers Meer zu kommen. Unterwegs hörte ich schreiende Kinder, Frauen und alte Menschen, die ihre Angehörigen verloren hatten. Der Tod schien uns sehr nahe zu sein, da wir keine Verpflegung hatten, kein Wasser, kein Dach und keinen Schlafplatz. Ununterbrochen gingen und rannten wir auf Deck, weil wir um unser Leben fürchteten. Schließlich erreichten wir in einem Hafen eine Kirche. Tags über hielten wir uns in der Kirche auf und warteten auf die Nacht, um in einem kleineren Boot weiterzukommen. Ich kann einen Unfall nie vergessen, in welchem fast alle im Meer ertrunken wären, infolge eines zu starken Windes und des kalten Wassers. Viele Menschen wurden auch erschossen von Soldaten, die auf dem Meer waren. Die ganze Nacht über beteten wir in unserem kleinen Boot, und schließlich erreichten wir früh am Morgen ein Flüchtlingslager. Dieses Lager war mitten in einem Waldgebiet errichtet. Es befanden sich dort kleine Holzhütten mit einem Dach aus Plastik. Tagsüber war es sehr heiß, nachts dagegen sehr kalt. Alle, ich nicht ausgenommen, litten wir unter Malaria und anderen Krankheiten. Ich hatte Malaria und Rückenschmerzen und hütete viele Tage das Bett. Die meiste Zeit hatten wir nichts zu essen und bekamen aber immer Besuch von Tieren, besonders Schnaken und anderen Viechern. Ich erinnere mich an ein Mädchen, das im Schlaf auf der Matte wiederholt von Schlangen gebissen wurde. Die Schlangen waren unter der Matte, auf der sie schlief. Das kam erst am Morgen heraus, als wir ihren toten Körper sahen.

Nachden wir uns einige Jahre im Flüchtlingslager aufgehalten hatten, erhielten wir die Möglichkeit, in die Hauptstadt zu gehen, wo das Leben normaler zu sein schien. Doch meine Kriegserlebnisse ließen mich unruhig und innerlich ausgezehrt fühlen und ich strebte danach, etwas für die Menschen zu tun, die immer noch unter ihrem Alltagsleben litten. Während dieser Zeit war ich mit meinem Leben in der Stadt keineswegs glücklich. Gelegentlich dachte ich an ein religiöses Leben, aber ich wusste, dass dies für mich in Sri Lanka unmöglich sein würde, das weder meine Familie noch meine Freunde mich als

Priester sehen wollten. Wie auch immer, Gott gab mir jedenfalls keinen Anlass an andere Möglichkeiten zu denken, als an eine Ordensgemeinschaft.

Letztendlich traf ich einen festen Entschluss, mit dem Ordensleben zu beginnen. Mit der Hilfe einiger Salvatorianerinnen lernte ich die Salvatorianer-Patres kennen. Da es damals keine Salvatorianer in Sri Lanka gab, musste ich für meine Ausbildung in ein anderes Land gehen. Ich wurde zur Ausbildung auf die Philippinen eingeladen. So bin ich glücklich, die salvatorianische Lebensweise und die Vision des Ordensgründers P. Jordan kennen zu lernen.

Unser Charisma ist es, allen Menschen Jesus Christus als den wahren Weg zum Leben zu verkünden. Wir teilen P. Jordans Vorstellung von Universalität, indem wir lernen, die Ähnlichkeiten und Unterschiede von anderen Menschen zu akzeptieren, um für Einheit und Liebe wirken zu können. Der ‚Schatten des Kreuzes' drängt mich dazu, nach Heiligkeit zu streben und dem Willen Gottes zu entsprechen. Ich glaube zutiefst, dass Gott einen Plan mit mir hat, dass ich im Leben als Salvatorianer voranschreite und den Menschen in Sri Lanka oder in anderen Ländern Hoffnung, Liebe und Glück bringen kann. In unserem Ausbildungshaus leben wir als Brüder verschiedener Nationalitäten zusammen, was jedem eine gute Möglichkeit bietet, vom anderen zu lernen, besonders von unseren Patres, die im Gemeinschaftsleben erfahren sind. Selbstverständlich wäre unser Leben hier auf den Philippinen unmöglich ohne das Gebet und die Hilfe vieler guter Menschen, die uns in unseren verschiedenen Nöten helfen, als Einzelne oder auch als Gemeinschaft. Möge der Göttliche Heiland sie alle Tag für Tag segnen und ihnen Hoffnung für ihr Lebensziel geben. Wann immer ich in der Zukunft nach Sri Lanka zurückkehren kann, will ich nach Möglichkeiten suchen, mit unseren singalesischen Brüdern und Schwestern zusammen zu arbeiten, um Harmonie in unsere beiden ethnischen Gruppen zu bringen und weiterhin die Zeichen der Zeit zu verstehen und zu tun, was meine Ordensgemeinschaft künftig von mir erwartet.

* * *

23. DIE *ALSA*-KLASSEN (‚Schule im Slum')

Vorbemerkung

‚Parola' ist der Name für einen der größten Slums im Herzen Manilas. ALSA von Salvatorianern initiiert, ist ein staatlich anerkanntes Unterrichtsprogramm, welches Kinder aus diesem und einem weiteren Slum, denen der Besuch einer regulären Schule unmöglich ist, zu einem anerkannten Abschluss zu führen bemüht ist. Die Kinder können weiterhin, wie gewohnt, für den Unterhalt ihrer Familien arbeiten, zwischendurch jedoch in einer freien Stunde zu jeder Tageszeit die Schule (ein ausgedienter Container!) besuchen, wo sie von Fachpersonal unterrichtet und – falls sie durchhalten – ein anerkanntes Abschlusszeugnis erhalten werden.

Die philippinischen Kandidaten unseres Ausbildungshauses arbeiten in den Ferien mit und sammeln dabei wertvolle Erfahrungen. PGM

Ivor M.

Das ‚Alternative Learning System Approach', allgemein als ‚ALSA Buhay' bekannt, ist ein Grund zur Hoffnung für die Förderung der Jugend hier. Es ist als ein pädagogisches Projekt im ‚*Puso-sa-Puso*-Programm' entstanden, das das Leben der Jugendlichen in den Slums durch Ausbildung positiv verändern möchte. *Puso sa Puso* heißt: ‚Herz zu Herz'. Es hat am 26. Oktober 2010 in Parola, Binondo, Manila offiziell den Unterricht aufgenommen. Aufregung und Vorfreude waren nicht nur bei Lehrern und Mitarbeitern zu spüren, sondern auch bei den Schülern, die die eigentlichen Nutznießer dieses Projekts sind. Die *ALSA*-Lehrer haben gemeinsam mit uns salvatorianischen Studenten ihre Kräfte darauf konzentriert, jene Kinder und Jugendlichen zu erreichen, die nicht länger in der Lage sind, normalen Schulunterricht zu besuchen.

Am Tag vor dem Unterrichtsbeginn erhielten wir Studenten vom *ALSA Buhay*-Personal eine Einführung, um mit den Verhältnissen vor Ort, der Situation der Familien und dem Vorgehen des Projekts vertraut zu werden. Jeder von uns Studenten erhielt den Auftrag, am Vor- und am Nachmittag zwei Schüler zu unterrichten. Dieser Unterricht wurde von den Studenten in den Wohnungen ihrer Schüler erteilt, während die anderen *ALSA*-Schüler von den amtlichen *ALSA*-Lehrern in einem Mehrzweckraum, der als Klassenzimmer für sie reserviert ist, unterrichtet wurden. Unser Einsatz war auch gedacht als Möglichkeit, in einem solchen Apostolat Erfahrung zu sammeln.

Unsere Tätigkeit dauerte zwar nur eine Woche, dennoch hinterließ sie großen Einfluss auf das Leben eines jeden von uns, wie einer gesagt hat: „Diese Unterrichts-Erfahrung hat mir die Augen geöffnet für die wirklich unhaltbaren vorliegenden Zustände. Eine solche Gelegenheit hat auf mein Leben, als Seminarist und als künftiger Priester und Missionar einen großen Einfluss."

Wir Studenten sind sehr dankbar, dass uns diese Gelegenheit geboten wurde, zu jenen Menschen zu gehen und uns mit ihnen auszutauschen, die im finsteren Schatten der gegebenen Verhältnisse leben, um ihre Lebensgeschichte und ihren täglichen Lebensstil kennen zu lernen. Zudem sind wir besonders dankbar dafür, dass wir in diesem Projekt

die ‚Pioniere' sein durften, die als Hilfskräfte für die Lehrer eingesetzt wurden. Die Schüler, die von uns Studenten betreut wurden, werden den privaten Unterricht in ihren Häusern mit den offiziellen Lehrern fortsetzen. Zusammen mit anderen *ALSA*-Schülern werden sie regulär den Modell-Unterricht besuchen.

Mit der Arbeit der hinter dem Projekt stehenden Personen, und natürlich mit der Hilfe Gottes, blickt *‚Puso sa Puso Education Inc.'* auf eine gedeihliche Weiterführung dieses Programms, *ALSA Buhay*. Wenn dieser erste Start sein erhofftes Ziel erreicht hat, wird das Projekt weiterhin das Leben jener Jugendlichen fördern, die einer schulischen Erziehung bedürfen. Die Brücke zu einer unbegrenzten Hoffnung ist im Werden, und der gelungene Start des Projekts in Parola ist ein Beweis für seine erfolgreiche Weiterführung. Dieser erste Anfang ist das Sprungbrett für die kommenden Herausforderungen, die in den nächsten Jahren auf das Projekt zukommen werden.

* * *

24. MEINE UNVERGESSLICHE ERFAHRUNG IN PAROLA (2011)

Robert A.

Sonntag, 25. Oktober 2010: P. Adam bringt uns nach New Manila zur *ALSA* Buhay Gründung; *ALSA* Buhay ist ein Wort in Tagalog und meint ‚Steigerung der Lebensqualität'; ein Programm der *‚Puso sa Puso Education Inc.'*. Für fünf Tage sollten wir dort helfen. Am Abend wurden wir über unsere Aufgaben, die uns erwarteten, informiert und ebenso über Vorsichtsmaßnahmen, um Ärger zu vermeiden an jenem Ort, wo unser Programm ablief. Übrigens: *‚Parola'* ist der Name für einen der großen Slums in der Stadt.

Der erste Tag begann, wie wir es als Seminaristen gewohnt sind: Früh aufstehen, Gottesdienst, Frühstück und dann verließen wir unser Haus. Wir benutzen drei Kleinbusse, um den Ort *Parola* zu erreichen. *‚Parola'* ist auch Tagalog und bedeutet ‚Helles Haus'. Als wir an unserem Einsatzort ankommen, stellen wir fest, dass längs der Hauptstraße, bis zu deren Ende, sich eine hohe Mauer befand. Was meine Aufmerksamkeit anzog, war, dass viele Leute durch schmale Lücken in der Mauer ein- und ausgingen. Diese Einlässe haben eine Nummer, durch die der Durchlass in das entsprechende Gebiet gekennzeichnet ist. Als wir durch den Einlass schritten, war ich überwältigt über die große Zahl von Menschen und bekam eine Vorstellung, wie das Leben hinter diesen Mauern wirklich war. Einer unserer Lehrer, der mit den Örtlichkeiten dort und mit dem Arbeitsprogramm sehr vertraut war, stellte uns den verantwortlichen Lehrerinnen vor, Mae und Sheila, die selbst in diesem Slum wohnen, und einen anderen, Sir Alex, ein einstiger Seminarist, der Lehrer wurde und in diesem Programm mitarbeitet. Die Lehrer begleiteten uns zu den Häusern der Kinder, die wir unterrichten sollten. Beim Gang durch die engen Wege bemerkte ich die vielen Kinder, die am Straßenrand spielten. Der ganze Platz ist überfüllt von Menschen. An diesem Tag waren alle sehr damit beschäftigt, Spruchbänder und Plakate aufzuhängen, denn am gleichen Tag sollten die Kommunalwahlen stattfinden. So gelangten wir zu den gesuchten Wohnungen der Kinder. Wir ärgerten uns etwas, dass diese nicht zur Stelle waren. Ihre Eltern sagten uns, sie seien bei der Arbeit; ich konnte mir damals nicht vorstellen, wie deren Lebensumstände tatsächlich waren. In ihrem noch jungen Alter lernen sie zu arbeiten und etwas für den Unterhalt der Familie zu verdienen. Nach dem Besuch kehrten wir in unser Ausbildungshaus nach New Manila zurück.

Der zweite Tag. Zusammen mit unseren Lehrern gehen wir direkt zu den uns zugeteilten Schülern. An diesem Tag fanden wir unsere Schüler vor, wir stellten uns selber vor als Salvatorianische Studenten, die der *ALSA* Buhay-Organisation helfen möchten. Mit meinen Schülern begann ich sofort den Unterricht. Zuvor überprüfte ich dessen Bildungsstand und fand, dass dieser trotz ihrer 14-16 Jahre weit hinter den erwarteten Kenntnissen zurückliegt. Ich fühlte mich in dieser Situation etwas verloren, doch andererseits spürte ich auch die Herausforderung, meine Zeit zu nutzen und meine ganze Aufmerksamkeit auf den Unterricht zu konzentrieren. Wenige Minuten waren vergangen, da kamen drei andere Kinder und wollten auch unterrichtet werden. Sie sagten, ihre Eltern hätten sie

geschickt, denn es sei besser, etwas zu lernen als immer nur zu spielen. Ich zögerte keinen Augenblick, auch diese Kinder zuzulassen, und ich bin wirklich froh, dass es eine Menge von Kindern gibt, die an Unterricht interessiert sind, doch die einzige Schwierigkeit ist, dass sie nicht zur Schule geschickt werden, da die Schulkosten unerschwinglich sind. Oft werfe ich der Regierung vor, dass sie diesbezüglich nichts unternimmt. Sie sollte größeres Gewicht auf diese Situation legen, denn es ist sehr wichtig, besonders für die Zukunft der Jugend, dass sie die Hoffnung auf die Regierung haben und bessere Bürger werden können.

Um 16:30h endete unser Arbeitstag und wir gingen nach Hause. In der Straßenbahn muss ich immer noch an die Lebensverhältnisse der Menschen von *Parola* zurückdenken. Es fällt mir einfach schwer, mich in deren Alltag hineinzudenken, besonders in die unglaublichen örtlichen Verhältnisse. Die meisten von ihnen leben in einem Raum von 3 x 3 Metern pro Familie, und das Schwierigste dabei ist, dass eine Familie durchschnittlich acht Mitglieder zählt. Ich frage mich, wo die anderen Familienmitglieder alle leben. Abends sitzen wir Studenten dann zusammen und sprechen über die Erfahrungen unseres ersten Schultages. Wir sind stolz, dass wir uns alle wohl fühlen, und besonders, dass unsere Schüler wirklich interessiert sind, etwas zu lernen.

Der dritte Tag. Bei unserer Ankunft in *Parola* wundern wir uns über die große Anzahl von Polizisten und eine Menschenmenge in Diskussion. Wir fragen einen Bewohner, was da abläuft. Er berichtet, die Leiche eines Jungens sei gefunden worden, die in einen Metallbehälter mit Beton eingegossen und im Fluss versenkt worden sei. Wir waren

schockiert. Wie grausam sind doch Leute, die so etwas tun. Am bittersten war für uns, als wir hörten, dass es sich um einen unserer Schüler handelte Wir fühlten uns zutiefst betroffen darüber, dass er ein Opfer so grausamer Menschen geworden ist. Es wurde gesagt, er sei ein Opfer einer Gang geworden. Wir besuchten das Haus des Jungen und versuchten, die Eltern zu trösten. Der Vater des Kindes war aufgebracht und versicherte, er werde nicht ruhen, bis er Gerechtigkeit für sein Kind gefunden hat und dies selbst in die Hand nehmen möchte, was so viel bedeutet, als dass er selbst Rache für den Tod seines Kindes nehmen wird. Wir versuchten zu begreifen, was dieser Mann fühlte. Wir alle beten und hoffen, das alles friedlich enden möge und nicht in Rache, die nur selbst wieder einen Toten fordert. Nachmittags bat mich einer aus unserer Gruppe, der auch in unserem Programm mitarbeitet, Michael, ein Deutscher, um Hilfe für den kommenden Tag, da er als Ausländer Verständigungsschwierigkeiten hatte und nur schwer mit den Kindern umgehen konnte. Ich sagte ihm sofort zu, dass ich an diesem Tag Zeit habe.

Vierter Tag. Ich begleite Michael; wir streiften über den Platz und suchten einen ausreichenden Raum für den Unterricht. Wir waren froh, dass wir bald einen geeigneten Raum fanden. Eltern boten uns eine Möglichkeit an, wo wir beginnen konnten. Auf einer Seite bemerkte ich eine junge Frau, die ein Baby trug und uns und unsere Schüler beim Unterricht beobachtete. Was mir auffiel war, dass das Kind eine Hautkrankheit mit Wunden hatte. Ich bat sie, näher zu kommen und fragte sie nach dem Alter des Kindes und seinen Eltern. Ich erfuhr, dass das Kind elf Monate alt ist und dass der Vater sie verlassen habe. Nur eine Kusine kümmere sich um das Kind, doch die sei gerade bei der Arbeit. Warum sie die Wunden des Kindes nicht versorge? Die Antwort war einfach: Wir haben kein Geld für Medizin. Das Geld, das die Mutter verdient, reicht gerade für den täglichen Unterhalt, und manchmal haben sie gar keines, weil sie zu wenig verdient. Ich spürte mein Herz schlagen und ahnte, wie schwierig doch ihre Situation ist. Wenn ich nur genug Geld in der Tasche hätte, würde ich es ihnen sofort geben, doch das Problem ist, dass ich selbst nicht genug Geld habe, und was ich habe reicht gerade für die Fahrkosten, und was ich ihr geben könnte, ist nie genug. Ich bin zeitweilig traurig, ich habe mit meinen Mitmenschen nichts zum Teilen. Aber ich kann nur zu Gott beten, er möge seine Hand ausstrecken und das Kind heilen.

Der letzte Tag. Noch einmal treffen wir uns mit unseren Lehrern, bevor wir zu unseren jeweiligen Schülern gehen. Einer von uns sagt, er will den Eltern danken, dass sie uns angenommen und uns geholfen haben. Er meinte auch, wir sollten uns von unseren Schülern verabschieden, denn es ist der letzte Tag und morgen werden wir nach Talon zurückkehren in unser eigenes Ausbildungshaus. Ich spürte, dass es schade ist, dass wir nicht den Tag mit den Kindern verbringen können. Alle spüren wir, dass sie uns fehlen werden, obschon es nur eine kurze Zeit des Zusammenseins war, die allerdings einen tiefen Eindruck in unserem Leben hinterlassen hat und für uns einen großen Gewinn bedeutet.

Wir beendeten also unseren Unterricht mit den Kindern um 11:30h vor dem Mittagessen; wir verabschiedeten uns mit guten Wünschen und erklärten, warum wir nicht länger bleiben können, weil wir selbst noch Studenten sind. Ich konnte es kaum fassen, als ich

die Tränen in ihren Augen sah; sie bedankten sich für den Unterricht und fragten uns. Wann wir wieder kommen würden. Ich musste Luft holen, denn ich konnte nicht sofort antworten. Dann sagte ich, vielleicht im Sommer, wenn wir Ferien haben, können wir sie besuchen und fortsetzten, was wir begonnen haben, doch ich gab kein Versprechen, wie wir ausgemacht hatten, da wir als Auszubildende keine eigenen Entscheidungen treffen können und wir den Anweisungen unserer Ausbilder folgen müssen. Bevor ich ging, sagte ich ihnen auf Wiedersehen, sie sollen brav sein und immer beten, Gottes Schutz erbitten und ihm für seinen Segen danken, den er uns immer geben will.

* * *

25. MISSIONSEINSATZ AUF DER INSEL MINDORO (2010)

Vorwort:

Auf vielen Inseln des philippinischen Archipels leben in größter Abgeschiedenheit der Berge und in Abgeschlossenheit von der übrigen Bevölkerung zahlreiche Eingeborenenstämme, denen die moderne Zivilisation und ihre Errungenschaften fremd geblieben sind. Sie führen heute noch ein Leben wie vor Jahrhunderten.

Eine Schwesterngemeinschaft organisiert alle zwei Jahre eine kleine Expedition zu einem der Bergstämme auf der Insel Mindoro und ist für unsere Mithilfe dankbar. In erster Linie sind unsere kräftigen Studenten gefragt als Träger des schweren Gepäcks vom Motorboot hinauf über zwei Flüsse in die Höhe der Berge. Das ist der beschwerlichste Teil der Expedition, an welcher neben den Schwestern auch Ärzte, Hebammen, ausgebildete Krankenschwestern und gelegentlich auch pädagogisches Personal teilnehmen.

Für unsere Studenten ist dies eine große Erfahrung, sind sie doch eingebunden in alle Aktivitäten, die dort stattfinden: Kleiderverteilung, Medizinische Assistenz bei Blutdruck- und Pulskontrolle, Essensvorbereitung, Verteilung von Medizinen, Desinfektionsmitteln und wichtige Nahrungskonserven (Trockenmilch etc.). Auch erteilen Sie Katechismusunterricht, lehren Zeichnen, machen bei Spiel und Sport mit.

Josef C.

Es war einmal ein junger Mann (das bin ich), der wirklich glücklich war, in jene Gruppe aufgenommen zu werden, die für einen Missionseinsatz in Mindoro bestimmt war. Sein Name war Joseph. Tatsächlich mag er vielleicht nicht geeignet gewesen sein, auf jene Insel zu gehen, doch weil er ein wenig Tagalog verstehen und sprechen konnte, wurde er zur Gruppe zugelassen. Um nach Mindoro zu gehen, muss man nämlich ein echter Filipino sein, denn die Leute dort verstehen absolut kein Englisch. Nur auf Tagalog kann man sich mit ihnen verständigen.

Die Gemeinschaft, die wir in Mindoro besuchten, war weit von unserem Kolleg in Talon entfernt. Die Anreise geschah im Bus und im Schiff, zuzüglich zwei Stunden zu Fuß. Allein sie war schon ein Abenteuer.

Er hatte großes Glück, denn da er ein wenig Tagalog verstand, entschloss P. Hubert sich, ihn mit den anderen philippinischen Brüdern mitzunehmen. Sonst hätte er nie Gelegenheit gehabt, diese Insel zu besuchen und so bunte Eindrücke von ihr mitzunehmen. Der Aufenthalt dort war für vier Tage geplant.

1. April 2010

Es ist 04:30h morgens. Die für den Einsatz bestimmten Patres und Brüder nahmen ein kurzes Frühstück ein, um mit dem Bus rechtzeitig in Batangas anzukommen, von wo das Schiff nach Mindoro ablegte. Mit dabei waren die Schwestern der ‚Unbefleckten Empfängnis', welche die St.-Josephs-Schwestern gebeten hatten, sie auf ihrer Reise nach

Mindoro zu begleiten. Beide Schwestern-Kongregationen haben in der Hafenstadt Batangas Niederlassungen. Aufgabe der Schiffe ist es, die Reisenden sicher und ungefährdet auf die Insel hinüber und wieder zurückzubringen. So schifften auch wir uns auf einem dieser großen Schiffe für die Überfahrt nach Mindoro ein.

In der Morgenfrühe war der Sonnenaufgang besonders schön. In der Ferne sahen wir auch Fische aus dem Wasser in die Luft springen, auf und ab, als wollten sie die apostolischen Missionare auf See begrüßen. Manchmal sprangen sie wirklich hoch, drehten sich in der Luft und ließen sich dann recht professionell wieder ins Wasser fallen. Auch einige hohe Wellen grüßten schwungvoll unser Schiff und machten es uns schwer, das Gleichgewicht zu bewahren. Diese hohen Wellen sehen aus der Ferne so herrlich aus, doch wenn sie näherkommen, wird es wirklich gefährlich für die Passagiere. Vielleicht haben diese Wellen die Anstandsregeln noch nicht gelernt, denn es fehlten ihnen sämtliche gute Manieren!

Doch unsere guten Schiffsleute waren hervorragende Seemänner, die das Schiff völlig beherrscht haben und wussten, wie dem fehlenden Verstand der Wellen zu begegnen war. Diese Seemänner waren wirklich unerschrocken und stolz gegenüber diesen gewaltigen Wellen und schützen das Schiff und die Passagiere, besonders natürlich jene die unterwegs zu einem missionarischen Einsatz auf der Insel waren. Die Matrosen wirkten wirklich sorglos und gelassen.

So etwa um 09:00h erreichte das Schiff die Küste an der Ostseite von Mindoro. Alle Patres, Brüder und Schwestern, einige Krankenschwestern und Ärzte verließen das Schiff und brachten ihr Gepäck in ein nahegelegenes kleines Haus, das ihnen als Stützpunkt diente. Sämtliche Lebensmittel, Medizinen und Geschenke für die Inselbewohner brachten sie dorthin. Von diesem Augenblick an durfte Joseph nur noch Tagalog sprechen, d. h. er hatte Englisch zu vergessen, und seine Muttersprache Vietnamesisch natürlich auch. Er versuchte sein Bestes, sämtliche Tagalog-Wörter anzubringen, die er gelernt hatte, um bei diesem Einsatz dabei sein zu können. Er machte langsam Freundschaft mit einem alten Mann, mit Hilfe von Br. Marlon Ogsila und Br. Francis Ivor. Der Mann war etwa 60 Jahre alt. Nachdem er sich dem Mann vorgestellt hatte, befragte er ihn über diese Insel. Dann kam die große Überraschung für ihn, als der Mann sagte, er habe einen Sohn, der in La Salette studiere, der philosophischen Hochschule, an der auch unsere Brüder eingeschrieben sind. Der Name des Sohnes war Jerum. Joseph war nicht wenig erstaunt, hier den Vater eines seiner Klassenkameraden zu treffen.

Nach einem kurzen zweiten Frühstück, das wir zusammen mit den Schwestern einnahmen, wurden wir in sechs Vierergruppen eingeteilt. Alle bestiegen ein kleineres Boot und machten sich auf den Weg zu den hier siedelnden Stämmen. Gewöhnlich fragten wir die Leute nach ihren Namen. Zu bemerken ist, dass die Schwestern uns zuvor gesagt haben, dass wir in unseren Gesprächen mit den Einwohnern nie fragen sollten: „Wie spät ist es? Welches Datum ist heute? Kommst Du morgen um 09:00h? usw.“, da solche Zeitbegriffe diesen Menschen völlig fremd sind. Nachdem wir also mit dem Stamm vereinbar-

ten, am nächsten Tag, wenn die Sonne oben ist, wieder zu kommen, bestiegen wir wieder unser Boot und fuhren zum Stützpunkt zurück.

2. April 2009

Nach einer Lagebesprechung am Stützpunkt in der Frühe um 06:00h packten alle Patres, Brüder und Schwestern die Kleider, Medizin und Lebensmittel, die für den Stamm dieser Insel bestimmt waren, zusammen. Joseph half den Schwestern beim Sortieren der Kleider, Werkzeuge und Schuhe.

Beim ersten Stamm angekommen, halfen die Brüder beim Wiegen der Leute und bei der Verteilung der Medizinen. Zwei Krankenschwestern waren in vollem Einsatz bei der Untersuchung der Leute. Andere erteilten unterdessen Katechismus-Unterricht, schnitten den Kindern Haare und Fingernägel; alles funktionierte bestens. Sehr viele Leute kamen an unserem Lagerplatz zusammen, sodass es schließlich eine Riesenmenge war. Die Menschen freuten sich, dass sie auf ihren Gesundheitszustand untersucht wurden und allerlei Geschenke von den Schwestern erhielten. Joseph erkannte, wie die Leute hier wirklich armselig leben, wirklich in äußerster Armut. Es wurde ihm auch bewusst, wie gut es ihm ging, da er alles besaß, was diesen Leuten fehlte.

Einige sehr junge Mädchen, etwa 15 oder 16 Jahre alt, versorgten ihre Kinder. Sie leben in einem kleinen Haus zusammen, Großeltern, Eltern und die Kinder. Joseph war sehr betroffen, als er hörte, dass der Großvater gleichzeitig der Vater der kleinen Kinder ist, und er empfand Mitleid mit ihnen. Alle haben sie dasselbe Blut. Und wie würden die Mädchen wohl ihren Vater nennen, der ja gleichzeitig Vater, Ehemann und Großvater ist?

Dann begegnete Joseph auch einem 14 Jahre alten Mädchen mit aufgelöstem Haar und in einem ganz zerlumpten Kleid. Sie ging barfuß und war total verschmutzt. Es war schon ein großes Mädchen mit schmutzigen und abgeschafften, aber kräftigen Händen. Sie macht Männerarbeit und schlägt in den Bergen in einem Steinbruch die Steinbrocken klein.

Joseph ging auf sie zu und sagte: „Magandang umaga, saan ang bahay mo?“ (Guten Morgen, wo ist Dein Haus?). Sie antwortete: Ja, mein Haus ist dort oben, wo meine Großeltern, meine Eltern, Brüder und Schwestern leben. Und bei dieser Antwort blickte und zeigte sie in die Richtung zu einem sogenannten Zelt, was in Wirklichkeit aber eine völlig verwahrloste und brüchige Hütte war.

Joseph fragte sie darauf, was mit dem Kind sei, das sie bei sich trug, ob es ihr Schwesterchen sei. Es ist schön, nicht wahr? Bei dieser Frage wurde das Mädchen etwas traurig, sagte dann aber: „Nein, es ist nicht meine Schwester, es ist meine eigene Tochter.“

Joseph meinte: „Ja, wirklich?" – Sie antwortete „Yes, Sir!“

Joseph war überrascht und geschockt und fragte dann: „Und wer ist der Vater des Kindes? Weshalb kommst du ohne Deinen Mann hierher, um Medizin, Kleidung und Lebensmittel zu bekommen?“ Mit etwas Scheu und Verlegenheit antwortete sie: „Der Vater des Kindes, das ich bei mir trage, ist mein eigener Vater.“

Joseph verschlug es den Atem. Die Wolken, die am Himmel dahinzogen, brachten keine Kühlung. Joseph war ganz erschüttert und von tiefem Mitleid erfasst. Er schaute mit Mitgefühl auf das junge Mädchen; er wurde sehr nachdenklich und half ihm bei der Übergabe von Medizin, Kleidung und Nahrung.

Joseph erlebte noch sechs bis acht andere ähnliche Situationen mit anderen Mädchen, mit denen er ins Gespräch kam. Die meisten von ihnen sind ebenso viel zu früh Mütter geworden infolge der herrschenden Lebensumstände hier. Er sah einige Kinder beim Haareschneiden; bei ihnen war Bruder Jenno, ebenfalls ein tüchtiger Friseur. Die Brüder Tony, Robert und Marlon halfen mit beim Waschen der kleinen Kinder im Fluss.

Der Einsatz von Joseph und seinen Kameraden ging zu Ende. Die Stunde des Abschieds von diesen lieben Leuten rückte näher. Die Sonne versank hinter den Bergen. Er betete zu Gott für diese armen Leute. „Herr, heute haben wir etwas Gutes für Dich getan, denn wir sahen Dich hungrig, krank und nackt, und wir haben Dich besucht und Dir geholfen. Schenke uns bitte die Kraft, mit noch größerem Einsatz Größeres zu leisten. Amen."

3. April 2009

Noch vor Sonnenaufgang, um 05:00h nachts, bereitete Joseph all seine Sachen in einer kleinen Tasche für einen Aufstieg in die beiden Gebirgszüge. Auch Paters, Brüder und Schwestern machten sich auf den Weg. Einige Männer der Gegend wurden als Träger all der Medizin, Kleidung und Lebensmittel angeheuert. Der Weg ins Gebirge war sehr lang, nicht ungefährlich und voller Risiken, denn der Weg war sehr schmal und auf einer Seite fiel das Gebirge tief ins Tal hinab. Bei diesem Marsch war auch ein Photograph dabei, der aus Italien kam und unseren missionarischen Einsatz für eine Hilfsorganisation im Bild festhielt. Er knipste alles, was ihm vor die Nase kam. Plötzlich kreuzte eine giftige Schlange unseren Weg. P. Hubert fing sie natürlich und der Photograph kam gesprungen, sie abzulichten. Darauf schickte P. Hubert das Vieh wieder in den Wald.

Unterwegs durchs Gebirge übte sich Joseph mit den übrigen Brüdern und Schwestern ununterbrochen in der Sprache Tagalog. Er übte unentwegt, nur um mit den Stämmen ins Gespräch kommen zu können, da diese ja von Englisch keine Ahnung haben. So lernte er nebenbei auch eine ganze Menge neuer Vokabeln.

Noch war kein Ende des Weges ins Gebirge abzusehen. Es ist hier daran zu erinnern, dass wir zwei Gebirgszüge zu meistern hatten! Joseph war von tiefem Schweigen der Bergwelt umgeben, nur gelegentlich hörte man Laute von Tieren. Einige Vögel am Himmel grüßten die aufgehende Sonne. Ihre Stimmen waren so friedlich und entspannend. Wollten sie wohl Joseph und die übrigen Missionare grüßen?

Heute war die Sonne sehr wohlwollend, sie schien über einige Sonnenblumen und durch die Bäume am Weg. Vor Joseph ging eine schon alte Schwester. Mit letzter Kraft wollte sie die beiden Gebirgszüge überwinden, nur um diese Stämme zu besuchen. Diese

würden bestimmt auf sie und ihre Begleiter warten. Die Stämme warteten aber auch auf das großmütige Herz dieser betagten Schwester und auf alle, die sich mit ihr überwunden haben, hierher zu kommen und ihnen zu helfen; um Liebe zu bringen und ihre Lebenserfahrungen mit jenen der Stämme auszutauschen.

Der Weg in die Berge war wirklich lang. Unter den Missionarinnen befanden sich auch zwei, die etwas beleibt waren. Es sah aus, als würden sie die Anstrengung nicht meistern, doch schließlich überwanden sie sich und folgten hinter Joseph und den Missionaren. Nach langen vier Stunden hatten wir die beiden Gebirge überschritten und gelangten zur Siedlung des Stammes (*mangyan*). Ein jeder war rechtschaffen müde und hatte infolge des steinigen Weges Schmerzen an allen Knochen. Doch trugen sie diese Schmerzen mit Freude. Der Schweiß rann in Bächen. Der Nachmittag wurde heiß, wie die Wüste Sahara. Unser einziger Wunsch: etwas Saft! Etwas kühlen Saft! Oder wenigstens etwas, die Gurgel zu nässen. Noch während wir davon träumten, kam ein kräftiger Mann auf uns zu, in der einen Hand ein Messer, das im Sonnenlicht blitzte, in der anderen ein Bündel mit Kokosmüssen. Er lud uns Missionare und Joseph ein. Jeder erhielt eine Kokosnuss. Es war wirklich unglaublich! Hier muss der Himmel sein, dachte Joseph.

Darauf machten Joseph Freundschaft mit den jungen Leuten ringsum. Sie waren zunächst etwas furchtsam vor ihm. Wenn er sich ihnen näherte, dann rannten die kleinen Kinder davon und versteckten sich in ihren kümmerlichen Hütten. Später zeigten sie sich wieder, kamen aus ihren Behausungen hervor, rotteten sich in kleinen Gruppen zusammen und blickten mit neugierigen Augen auf Joseph. Er redete sie auf Tagalog an, doch keine Antwort kam. Darauf bat er die Immaculata-Schwestern, einige Worte zu übersetzen, die er womöglich falsch aussprach. Doch der Grund ihres Schweigens lag schlicht darin, dass er zu schnell sprach. Die Schwester mahnte ihn, langsam zu sprechen. So kontrollierte er seine Geschwindigkeit und sprach langsamer als zuvor.

Mit einer Nagelschere schnitt er den Kindern die Fingernägel. Dabei fassten die Kinder Zutrauen und fürchteten sich nicht mehr vor ihm. Anfangs waren sie ja noch furchtsam, oder einfach scheu. Einige Hände waren mit sehr langen Fingernägeln bestückt, und ganz schwarz. Andere Kinder steckten ihre Hände in den Mund und bissen die Nägel ab.

Dies verursachte oft auch Magenschmerzen, wenn sie die Hände in den Mund steckten. Was für ein gräulicher Zustand! Erst arbeiten sie mit den Händen im Garten, dann stecken sie sie in den Mund! Br. Jenno half beim Haareschneiden, andere Brüder halfen beim Baden, andere bereiteten das Mittagessen vor.

Schon war es Nachmittag geworden. Einige der Brüder und Schwestern bereiteten das Essen für die Einwohner. Joseph wollte auch mithelfen und verteilte das Essen in Plastikschalen und Bechern zur Austeilung an den Stamm. Die Leute aßen viel, und mit Vergnügen, und das Essen schmeckte ihnen sichtlich. Nach dem Essen erhielten sie Kleider und andere Dinge.

Dieser Tag war wirklich sehr heiß, besonders nach dem Essen. In einer Hütte feierten wir hl. Messe, während der der ganze Stamm neugierig draußen herumsaß und mit offenen Augen auf uns schaute. Sie haben wohl noch nie eine hl. Messe miterlebt. Dies war der Grund, weshalb sich alle um die Hütte versammelten. Jung und Alt, Männer und Frauen, alle verfolgten die Messfeier ohne jede Anteilnahme und Reaktion.

Nach der hl. Messe richteten Joseph und die anderen ihre Sachen für den Abstieg aus den Bergen. Dann verabschiedete man sich.

4. April 2009

Dieser Tag am Meer war für alle der Entspannung und Erholung gewidmet. Vor allem schwammen wir. Selbstverständlich hatte auch Joseph Zeit zum Schwimmen, doch er konnte es nicht recht genießen, denn er und die übrigen Missionare waren sehr beschäftigt. Um 13:00h war schon das Schiff bereit und erwartete alle für die Heimfahrt. „Ah, endlich!“ sagte Joseph zum Boot, „wir werden uns wieder sehen!“ Um 17:00h kamen wir dann alle zuhause an.

Dieser missionarische Einsatz hat Joseph viele neue Erfahrungen geschenkt; nun hofft er, bei nächster Gelegenheit im kommenden Jahr wieder dabei zu sein und diesen bedauernswerten Menschen auf der Insel erneut zu begegnen.

* * *

26. ALLERHEILIGEN AUF DEN PHILIPPINEN (2009)

Florencio O.

Die Weise, Allerheiligen zu feiern, ist hier in den Philippinen sehr verschieden von den Gebräuchen in anderen Ländern. Bei uns sind die Allerheiligentage Tage der Freude und der Gemeinschaft mit allen Familienmitgliedern. Wir kommen auf den Friedhöfen zusammen, um unserer Toten zu gedenken, ihnen Ehre zu erweisen und für sie zu beten. Dazu halten wir uns alle den ganzen Tag über auf dem Friedhof auf, wir stellen ein Zelt auf als Schutz gegen Sonne und Regen und bringen Speisen zum Grab und alles, was sonst noch für die Gestaltung des Tages notwendig ist. Manche Familien gehen schon sehr früh am Morgen auf den Friedhof, die meisten bleiben den ganzen Tag dort, und einige verbringen dort auch die Nacht bis zum nächsten Morgen, um immer im Kontakt mit ihren verstorbenen Angehörigen zu stehen.

An diesem besonderen Tag spielen, reden und lachen die Kinder mit ihren Eltern, Man sieht sie vergnügt und einander zugetan. Und wie die Kinder, so sind auch ihre Eltern und die alten Leute fröhlich und unterhalten sich angeregt. Hier in den Philippinen ist das Gehabe an Allerheiligen nicht feierlich und die Stimmung ist nicht gedämpftes Schweigen. Freude und glückliche Augenblicke prägen den Tag, Freude über die Zusammengehörigkeit und Lachen herrschen vor, was jedoch nicht bedeutet, dass nicht für die Toten auch gebetet wird, denn der Grund, weshalb man auf den Friedhof geht, ist ja gerade, für die heimgegangenen Brüder und Schwestern zu beten und sich an den schönen Erinnerungen zu freuen, die sie uns hinterlassen haben.

Im Gegensatz zu anderen Ländern sind die Philippinos auf dem Friedhof nicht traurig. Andernorts mag man sich feierlich und schweigsam verhalten, bei den Philippinos gilt gerade das Gegenteil, denn sie haben eine andere Kultur und andere Traditionen, die auch in ihrem Glauben gründen. So glauben die Filipinos fest daran, dass ihre verstorbenen Angehörigen bereits bei Gott sind. Warum dies? Sie glauben, dass Gott ein Gott der Barmherzigkeit ist und ihnen in seiner großen Barmherzigkeit bereits ihrer Sünden vergeben hat.

Ein anderer Grund, weshalb die Filipinos auf dem Friedhof ihre verstorbenen Angehörigen nicht betrauern ist, dass sie an deren guten Werke denken, an die schönen Erinnerungen. Es ist dies eine typische Mentalität der Filipinos, die sie auf dem Friedhof glücklich und lebensfroh werden lässt. Filipinos wollen in Verbundenheit mit ihren Toten glücklich sein, und weil ihre Familienbande sehr ausgeprägt sind, denken sie ganz besonders auch am Allerheiligentag an ihre lieben Toten.

An Allerheiligen herrscht kein Gefühl von Einsamkeit oder Traurigkeit. Im Gegenteil: es ist ein Tag der Freude und des Zusammenseins im Familienverband. Jung und Alt empfindet dasselbe: sie freuen sich, einen wunderschönen Tag zu erleben, einen ganz besonders schönen Tag des Jahres. Schon vor Allerheiligen wächst die Spannung, denn es kommt der schönste Tag, sich mit den Verstorbenen verbunden zu fühlen und mit deren Familien und Verwandten Gemeinschaft zu teilen. Darum kommen zu diesem Fami-

lienfest auch von weither die Angehörigen zusammen, die sich lange nicht mehr gesehen haben. Sie wollen einfach beisammen sein, sich sehen, sich grüßen, erzählen und Gemeinschaft pflegen. So erfahren und spüren sie erneut die Gegenwart und die Liebe ihrer Familien und Angehörigen.

Das ist es, was Allerheiligen zu einem frohen und wunderschönen Tag macht.

* * *

27. JEDER TAG IST EIN GESCHENK (2012)

Zum 10. Gründungsjubiläum von Talon am 8. Dezember 2012!

Ein jeder Tag bringt seine eigene Gabe,
Und keine Stunde ist der andern gleich.
Wenn in der Frühe ich vom Schlaf erwache,
Beginnt für mich ein neuer Lebenstag,
Und in der Sonne morgendlicher Röte
Beginnt der neue Tag dann seinen Lauf.

Um noch Verborgenes zu sehen, öffne ich das Band
Und bin erstaunt: Mir lächelt jemand zu,
ich bin gegrüßt! Und staunend frag ich mich,
Warum wird mir heute dies Geschenk zuteil.
Ich öffne es – und ich bin überwältigt,
ich weiß: Heute ist Gründungstag!

Gilbert B.

* * *

28. LEBEN UND BETEN (2009)

… in einer katholischen Familie Vietnams

Joseph T.

Als Vietnamese, und besonders als Katholik, schätze ich diese Gelegenheit, etwas über das Leben der Katholiken in Vietnam berichten zu können. Besonders gerne spreche ich über das Familienleben, denn es hat seine besondere Schönheit und spiegelt die Werte, die in christlichen Familien lebendig sind, vor allem in den alltäglichen Beschäftigungen einer solchen Familie.

Auf dem Lande pflegen die Gläubigen, schon früh am Morgen die hl. Messe zu besuchen. Jeden Morgen gegen 03:00h oder 04:00h läuten die Glocken der Pfarrkirche und rufen die Menschen. Dann wecken in den Häusern die Eltern ihre Kinder, und gemeinsam mit ihnen gehen sie zur hl. Messe in die Kirche. Nach der Messe wird zuhause alles Nötige für den neuen Tag vorbereitet. Die Mutter oder die älteste Tochter bereiten das Frühstück, das aus Reis und einigen einfachen Speisen besteht. Nach einem kurzen Gebet des Vaters nehmen alle gemeinsam das Frühstück ein. Dann putzt die Mutter oder älteste Schwester das Haus und richtet ein Getränk her, gewöhnlich Tee oder heißes Wasser, damit tagsüber den eventuell kommenden Gästen etwas angeboten werden kann. Nach all dem geht ein jeder an seine Arbeit. Die Kinder gehen zur Schule, während die Eltern und älteren Geschwister zur Arbeit gehen.

Am Nachmittag kommen wieder alle zusammen zum Mittagessen. Dieses wurde wieder von der Mutter oder der ältesten Tochter zubereitet. Es ist Brauch in Vietnam, das zum Mittagstisch wieder die ganze Familie beisammen ist, und keiner wird zu essen beginnen, bevor nicht das Tischgebet gesprochen wurde. Das tut gewöhnlich wieder der Vater oder eines der älteren Familienmitglieder wie Großvater oder Großmutter.

Am Abend dann sind wiederum alle beisammen zum Abendessen. In Vietnam allgemein, besonders aber in den christlichen Familien, ist das Abendessen ein sehr wichtiger Moment im Tagesablauf, denn alle haben Gelegenheit, den Tag zu überdenken und über Ereignisse zu sprechen. In den katholischen Familien haben die älteren Familienmitglieder, wie Großvater und Großmutter die besondere Aufgabe, die jüngere Generation zu führen. So werden sie während des Essens den Jüngeren Ratschläge und notwendige Hinweise geben. Nach dem Essen waschen die Frauen das Geschirr. Ich betone noch einmal, dass die Mutter und die Tochter in der Familie sehr wichtig sind: Sie führen den Haushalt und schauen nach dem Rechten.

Ein besonderer Brauch ist auch, dass nach dem Abendessen ein gemeinsames Abendgebet stattfindet. In jeder katholischen Familie in Vietnam gibt es im Wohnraum ein Hausaltärchen, vor dem gebetet wird. Das gewöhnliche Gebet ist der Rosenkranz. Alles sind wichtige Aktivitäten, denn dadurch lernen die Kinder, wie sie beten sollen, und es ist Aufgabe der Eltern, sie beten zu lehren oder sie im Glauben zu unterweisen. Das Nachtgebet schließt den Tag, und alle gehen zur Ruhe, bis ein neuer Tag beginnt.

* * *

29. TOTENGEDÄCHTNIS IN VIETNAM (2013)

Joseph T.

Ich glaube, dass die Verehrung der Toten und die Bewahrung ihres Gedächtnisses in jeder Kultur vorhanden sind, besonders wenn es sich um Eltern oder Geschwister handelt. Auch bin ich mir sicher, dass die einzelnen Völker in ihren unterschiedlichen Kulturen ihre eigenen Ausdrucksformen haben, ihre Totenverehrung zu bezeugen. So will ich in diesem Beitrag aus meiner persönlichen Sicht kurz über den schönen Brauch berichten, der unter vietnamesischen Katholiken verbreitet ist und gepflegt wird.

Zuerst muss ich jedoch unterscheiden zwischen dem Gebet für die Toten und der Feier ihres Gedächtnisses. Im Gebet und in besonderen Riten erweisen wir unseren Respekt vor Gott. Das Gebet ist an Gott gerichtet und ist Gottesverehrung. So ist es nicht richtig, wenn wir von Gebet zu unseren Toten oder Vorfahren sprechen, sondern wir ehren und verehren sie und bewahren ihr Gedächtnis. Die Anbetung Gottes steht an erster Stelle. Diese Unterscheidung ist sehr wichtig, denn sie lässt uns die Praxis der Totenverehrung unter den vietnamesischen Katholiken besser verstehen.

Tatsächlich gibt es viele Anlässe, die Toten ins Gedächtnis zu rufen und für sie zu beten. Ganz besonders geschieht dies zu Beginn eines neuen Mondjahres in einer kirchlichen Feier, die drei Tage dauert. Am ersten Tag danken wir Gott für seinen Segen, am zweiten Tag beten wir um eine gute Ernte und ein glückliches Jahr, und am dritten Tag denken wir an unsere lieben Angehörigen, die von uns gegangen sind und beten für sie. Ein weiterer Anlass, ganz besonders der Toten zu gedenken, ist der Allerseelenmonat. Eine ganze Woche lang besuchen wir die Friedhöfe und bringen Blumen, entzünden Weihrauch und beten für sie. Ebenso ist es verbreiteter Brauch, dass Familienmitglieder und Nachbarn in ein Haus eingeladen werden, um gemeinsam für einen Verstorbenen an seinem Jahrestag zu beten.

Was in einem Haus vietnamesischer Katholiken einmalig ist, ist die Anwesenheit von zwei Altärchen: einer für Gott und einer für die verstorbenen Familienmitglieder, für Vater, Mutter und Geschwister. Der Unterschied zwischen diesen beiden Altärchen ist leicht festzustellen. Beide befinden sich in demselben Raum, gewöhnlich dem Wohnzimmer, wo wir auch unsere Besuche empfangen. Das Altärchen für Gott nimmt stets den besten Platz ein und muss immer höher als das andere Altärchen hängen. Der Altar für die Verstorbenen muss nicht nahe beim Altar für Gott sein, aber er sollte schon in der Nähe sein. Der Altar für Gott sollte größer, schöner und mehr mit Schuck wie Blumen oder Kerzen gestaltet sein. Schriftliche Regeln für die Ausschmückung der beiden Altärchen gibt es nicht, doch achten wir darauf, dass jenem für Gott größere Aufmerksamkeit und Respekt geschenkt wird. Der Altar für Gott ist für uns alle wie eine „kleine Kirche“ in der Wohnung, wo sich die Familie zum gemeinsamen Gebet versammelt. Der ‚Altar‘ für unsere Toten ist jener Platz, wo wir deren Bilder anbringen, um im Gebet ihrer zu gedenken.

In meiner Familie haben wir ein Altärchen für unseren Vater eingerichtet, der vor vielen Jahren starb. Das heißt, dass zuvor nur ein Altärchen da war, jenes für Gott. Nach

dem Tod unseres Vaters fühlten wir die Pflicht, auch für ihn ein Altärchen anzubringen. Dort zünden wir jeden Tag Weihrauchstäbchen an und sprechen ein kurzes und einfaches Gebet zu Gott und bitten unseren Vater um seine Fürsprache bei ihm. Wir glauben, dass die Toten unsere Fürsprecher bei Gott sind. Die Anwesenheit des Altärchens für unseren Vater in unserem Haus erinnert uns daran, dass er immer noch unter uns weilt und uns durch sein Gebet begleitet. Wenn ich von Zuhause weggehe, dann nähere ich mich gewöhnlich dem Altärchen meines Vaters, grüße ihn und erbitte seine Fürsprache für eine gute Reise. Wenn ich dann nach einigen Jahren wieder zurückkommen, grüße ich ihn wieder und sage ihm, dass ich nun wieder daheim bin. Wir glauben, dass unsere lieben Toten immer noch zu unserer Familie gehören und ein Teil von ihr sind, und dass sie Kontakt zu uns haben und auf unser Leben einwirken können.

Die Verehrung der Toten und die Pflege der Erinnerung an sie haben sicherlich einen äußerlichen Aspekt, doch innerlich haben sie einen tiefen Einfluss auf unser Leben. Ich bin überzeugt, dass diese Praxis nicht nur für den Verstorbenen gut ist, sondern auch für die Lebenden. Sie hilft den Lebenden, auf ihrem Lebensweg voranzugehen, gerade im Gedenken an ihre lieben Verstorbenen. Auf eine ganz besondere Weise ist diese Praxis eine Bereicherung und ein Wert für das Familienleben, denn sie verbindet uns untereinander.

* * *

30. DIE HEIMHOLUNG MEINER VORFAHREN (2013)

Dominic D.

Kriege verursachen viele Veränderungen in einem Menschenleben. Sie sind ein Grund für Armut. Sie sind schuld an Trennungen und vielem anderen. Und wenn Kriege auch als Ursache für den Beginn der Existenz von vielen Ländern stehen, so macht Vietnam davon keine Ausnahme. Infolge des Krieges zogen die Leute um oder emigrierten, um ihm zu entkommen. Dies trifft meist auf unsere Urgroßeltern, Großeltern und selbst unsere Eltern zu. Es betrifft auch meine eigene Familie, denn infolge des Krieges siedelten wir, die wir aus dem Norden Vietnams stammen, in den Süden um. Weshalb die junge Generation insgesamt in Südvietnam auf die Welt kam. Jedenfalls vergessen wir niemals unsere Vorfahren, die am Beginn unseres Familien-Stammbaumes stehen.

Der Krieg ist vorbei. Viele Menschen sind gestorben, bevor wir geboren wurden. Manche von ihnen haben wir nie kennengelernt, aber sie sind dennoch Teil unserer Existenz, wie z. B. die Urgroßeltern und deren Nachkommen. Ich darf hier nur auf meine eigene Familie blicken. Meine Urgroßeltern habe ich nie gesehen. Ebenso wenig meine Großeltern. Ich hatte einfach nie Gelegenheit dazu. Was soll ich also von ihrem Leben wissen? Nur durch Erzählungen weiß ich von ihnen. Und trotzdem sind sie in meinem Gedächtnis gegenwärtig; ich bewahre sie in meinem Herzen. Ich habe erwähnt, dass meine Großeltern in den Süden Vietnams umgezogen sind. Doch meine Urgroßeltern blieben an ihrem angestammten Platz in Nordvietnam zurück, sie starben dort und wurden dort auch begraben. Die Zeit vergeht und mit ihr viele Generationen, die dann irgendwie vergessen wurden. ‚Vergessen' meint hier einmal, dass ihr Grab unbekannt ist, aber auch dass sie dem Gedächtnis der Lebenden entschwunden sind. Das will der Ausdruck ‚vergessen' sagen. Was ich hier sage, ist auch der Fall in meiner Familie und in jener meiner Verwandten. Unsere Urgroßeltern wurden dort bestattet und wir hatten keine Gelegenheit, ihr Grab zu besuchen. Wir gehören zur nachkommenden Generation, doch taten wir nichts für sie. Schließlich sind wir uns dessen doch bewusst geworden und haben etwas unternommen. Was genau geschah, habe ich nicht erlebt und ich weiß keine Details, außer dem, was ich gehört habe und was sie während der sogenannten ‚Reise' gesprochen haben.

Es war Mitte 1998, also 25 Jahre nach Kriegsende, als meine Familie und Verwandten sich zu einer Reise in den Norden entschlossen, um die Überreste meiner Urgroßeltern, die dort begraben waren, nach dem Süden zu bringen. Dies war wirklich keine bequeme Reise vom Süden in den Norden. Zwei Tage und drei Nächte dauerte sie. Sie reisten im Bus und waren viele, viele Stunden unterwegs, um zum Ziel zu gelangen. Als sie dann dort ankamen, stellte sich ein neues Problem, denn es gab keinen Friedhof mehr wie früher, sondern an seiner Stelle war nun ein Reisfeld. Was kann man in einem Reisfeld schon sehen? Flaches Land bis zum Horizont, sonst nichts. So war es äußerst schwierig, die Grabstelle zu finden. Zum Glück gab es ein einziges Kennzeichen. Als man meinen Urgroßvater begrub, pflanzte man neben seinem Grab einen Baum. Deshalb hatte man

nur nach dem Baum oder dessen Resten zu suchen. Man fand den Baum und begann, neben ihm zu graben. Wie sie wissen, ist es nicht einfach, in einem Reisfeld zu graben, das nur aus Moorgrund besteht und von Wasser bedeckt ist. Es war wirklich harte Arbeit. Schließlich stieß man auf einen Sarg und fand, dass es jener unseres Urgroßvaters war. Dann grub man gleich daneben nach dem Grab der Urgroßmutter.

Doch die beiden sind nicht zur gleichen Zeit gestorben. So konnten sie auch nicht an der gleichen Stelle begraben sein. Man musste nun nach einem Kennzeichen suchen, um ihr Grab zu finden. Es wurde gesagt, ihr Grab befinde sich in einem gewissen Abstand von Urgroßvaters Grab, nach Osten hin. Glücklich und mit Freude hat man dann die Stelle gefunden und im Moor gegraben, bis man auf den Sarg stieß. Doch leider war es nicht unsere Urgroßmutter. Der Beweis dafür war der Sarg selbst, denn die Särge von beiden mussten gleich aussehen. Es ist Tradition bei uns in Vietnam, dass man den Sarg schon zu Lebzeiten kauft. Dies taten also auch meine Urgroßeltern und kauften zwei gleiche Särge. So waren beim Tod die Särge bereits vorhanden. Das war auch hier der Fall, und die Identifizierung war nicht schwer. So hat man also über das falsche Grab hinaus weitergesucht. In den Ebenen ist die Erde hart, und in den Reisfeldern noch härter. Mit langen Stangen stocherte man weiter durch das Feld. Wenn man dabei auf etwas Härteres stieß, dann grub man danach. Richtig, etwas ist hier unter dem Boden! Man fand also einen Sarg. Man öffnete ihn und fand freilich nur noch Gebeine. Wiederum gab es etwas Verwirrung, denn der Schädel der Urgroßmutter war großer als jener des Urgroßvaters; der Sarg war zwar derselbe, doch die Gebeine waren unterschiedlich. Die Befragung eines Verwandten, eines überlebenden Sohnes der Urgroßeltern, erkannte trotz der unterschiedlichen Größe den Schädel der Urgroßmutter.

So war also das Vorhaben zur Hälfte durchgeführt. Nun blieb nur noch der Rücktransport in den Süden zu bewerkstelligen. Die Gebeine mussten geschützt werden, da mit Diebstahl zu rechnen war. Es wurde auch gestohlen, doch nicht die Gebeine. Diese wurden unterwegs immer im Gepäck aufbewahrt. Wenn man schlief, dann nahm man sie auf den Schoß oder stellte sie auf einen reservierten Platz neben sich. Endlich kam man dann wieder zuhause an. Die Gebeine wurden in unser Haus gebracht, wurden unter Hinzuziehung eines Experten gründlich gereinigt und dann in eine besondere Kassette hinterlegt. Dann wurden sie in die Mitte des Hauses gebracht, wo eine Zeremonie mit Gebeten stattfand. Dieser Gottesdienst ist derselbe wie bei der Beisetzung eines jüngst Verstorbenen und zieht sich einen Tag lang hin. Tags darauf wurden sie dann auf den Friedhof gebracht und unter Beteiligung sämtlicher Verwandten bestattet. Zahlreiche Menschen kommen bei einem solchen Anlass zusammen, und unsere Vorfahren können hier nun in Frieden ruhen, wo wir sie oft besuchen und ihnen unsere Ehrfurcht bezeugen können.

* * *

III. JA oder NEIN

MEINE BERUFUNG ZUM ORDENSLEBEN

Am Scheideweg

Zwei Jahre lang habe ich unsere älteren Kandidaten in monatlichen Gesprächen auf dem Weg zu ihrer Berufsentscheidung begleiten dürfen. Ich bin ihnen dankbar, dass sie noch vor ihrem Eintritt ins Noviziat bereit (und auch fähig) waren, einige Überlegungen ihres Entscheidungsprozesses niederzuschreiben und deren Weitergabe zuzustimmen. Ich habe ihnen Vertraulichkeit zugesichert, weshalb die Statements nur mit Namen von Aposteln gezeichnet sind. Jeder Beitrag zeigt jedoch, dass der Eintritt ins Noviziat für sie keine routinemäßige Entscheidung war, sondern Frucht einer gewissenhaften, langjährigen und verantwortungsbewussten Selbstprüfung. Ich bin ihnen dankbar für die Offenheit, mit welcher sie hier Einblick geben in das, was sie zutiefst bewegte. Hohen Respekt verdienen auch jene, die sich zu einem anderen Lebensweg entschieden haben.

PGM

31. PETRUS

Vier Jahre lang habe ich nun hier im Pater-Jordan-Ausbildungshaus der Salvatorianer in Talon gelebt und in unvergesslicher Gemeinschaft von gleichgesinnten und gleichaltrigen Freunden mein Lebensziel, Ordenspriester zu werden, verfolgt. Für dieses Ziel habe ich meine Familie verlassen, was wohl das größte Opfer für mich und meine Eltern war. Auch die Trennung von meinem Dorf und bisherigen Freunden, das Fremdwerden in meiner Heimat und das Fern-Sein von ihrem so reichen und menschenverbindenden Brauchtum, von den frohen und kraftspendenden Festen (*fiesta*), von der herzlichen Anteilnahme an Schicksalsschlägen von Mitgliedern und Familien der Dorfgemeinschaft in Trauerfällen oder regelmäßigen Naturkatastrophen, und nicht zuletzt auch das Einbezogen-Sein in die alltägliche Arbeit der Eltern und der ganzen Familie auf dem Land, dies alles habe ich oft schmerzhaft vermisst. Doch sah ich darin den Preis, oder besser meinen eigenen Beitrag, um auf meinem Weg voranzukommen, und heute darf ich erkennen, dass jedes Mal, wenn mir eines dieser Opfer besonders schmerzhaft wurde und ich dennoch JA sagte, dass ich dadurch in meinem Ziel immer gefestigter und am Ende auch freudiger wurde. Selbstverständlich hat mir dabei auch das Studium in *La Salette* geholfen, die geistliche Führung und Begleitung in unserem Haus und der vielfache und abwechslungsreiche Einsatz für die Belange der Hausgemeinschaft, meiner Mitbrüder und auch der Menschen der Nachbarschaft.

Doch dann, nachdem der Moment gekommen war, mich zu einem weiteren wichtigeren Schritt zu entscheiden, nämlich ab kommenden Mai 2013 die engere Ausbildung zum Ordensleben im Noviziat zu beginnen, was ja die feste Bereitschaft einschließt, sich einmal auf Lebenszeit an die Ordensgemeinschaft zu binden, um aus Liebe zu Jesus – und in seiner Nachfolge und nach seinem Beispiel – für die Menschen da zu sein und sie im Glauben zu stärken, da fühlte ich die Tragweite eines solchen Schrittes mit einer Klarheit, die mich erschreckte und angesichts des nahen Termins Zweifel in mir weckte, die ich nie zuvor in dieser Schwere empfunden hatte. Meine Anmeldung fürs Noviziat sollte zu einer ‚Stunde der Wahrheit' werden und gleichzeitig auch eine Offenbarung gegenüber meinen Ausbildern und meinen Freunden. Ich musste Farbe bekennen! Dies bedrückte mich gewaltig und war – neben der gleichzeitigen Vorbereitung auf die Abschlussexamen an der Uni – eine angstbesetzte Herausforderung. Doch es war mir auch klar, dass ich mit meinen nun rund 23 Jahren nicht kneifen konnte. Auch meine übrigen Altersgenossen in meiner Heimat haben oder hatten ja bereits solche Lebensentscheidungen zu treffen, sei es in den grundsätzlichen Fragen, wie sie ihr Leben geistig ausrichten wollen, sei es in ihrer Lebensplanung zusammen mit einer Partnerin und die Entscheidung für eine Familie, sei es in Fragen ihrer Ausbildung und ihrer beruflichen Absichten. Vor einem solchen Schritt stand nun auch ich.

Abgesehen von der Beurteilung meiner persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten beschäftigte mich der Gedanke an meine Familie sehr. Ich stamme aus einer ländlichen, einfachen Bauernfamilie mit wenig Land und Tieren. Alle zusammen sorgten wir gemeinsam mit dem Vater für den täglichen Unterhalt. Solange wir alle zuhause waren,

stellte dies kein Problem dar, doch nach und nach wurden wir Kinder größer. Meine beiden älteren Schwestern sind verheiratet und sind von zuhause fortgezogen, ein schwerer Schlag vor allem für die Mutter. Dann boten mir die Salvatorianer hier in Talon eine Ausbildungsmöglichkeit an, die ich so in meiner Umgebung nicht gefunden hätte.

Meine Familie stimmte damals meiner Bitte zu und unterstützte mein Vorhaben, was für meinen Vater einen großen Verzicht bedeutete, denn mit meinen damals 19 Jahren hätte ich ihm gut zur Hand gehen können. Dazu kommt, dass in der Zwischenzeit mein jüngerer Bruder schwer erkrankt ist und das Haus nicht mehr verlassen kann. Zwei jüngere Geschwister besuchen noch die Schule und sind die einzige Freude der Eltern. So hat sich in diesen Jahren die Situation für jedes Familienmitglied erheblich verändert, und jedes Mal, wenn im Gespräch unter uns gelegentlich eine Bemerkung fällt wie: „Es wäre eben gut, wenn Du hier wärest“, oder „da könnte der Vater Deine Hilfe gut gebrauchen?“, dann frage ich mich, ob die Eltern in ihrem Innersten nicht doch ihr anfängliches Einverständnis bereuen. In unserer Kultur ist der Zusammenhang der Familie und Großfamilie eine ebenso elementare Selbstverständlichkeit wie die Bereitschaft, in Not zusammenzustehen und zur Hilfe bereit zu sein. Ich bin der Älteste, und angesichts meines jüngeren Bruders auch der einzige, an den jede diesbezügliche Erwartung sich richtet. Und meine Eltern sind natürlich auch gealtert und geschwächt. Ich habe mit ihnen gesprochen und ihnen meine Besorgnis offen anvertraut. Beide, Vater und Mutter, haben mir versichert, dass sie meiner Berufung nicht im Wege stehen wollen, und dass sie darauf vertrauen, dass Gott ihnen auch in Zukunft beistehen würde, womöglich auch durch die Genesung meines Bruders.

Ich muss sagen, dass neben der Frage nach meiner Eignung und meiner künftigen Treue zu meiner Berufung diese Sorge um meine Eltern und Familie die schwerste Belastung und Prüfung in meiner Entscheidung über meinen künftigen Lebensweg darstellt. Und ich weiß auch, dass diese Sorge mich in Zukunft begleiten wird, denn sie entspringt dem Gebot der Liebe und Dankbarkeit gegenüber den Eltern.

So habe ich dann meine Entscheidung für die Fortsetzung meines Weges zum Priestertum mit ganzem Herzen getroffen. Ich habe mein JA gesagt im Wissen um die künftigen Belastungen, aber – wie meine lieben Eltern – auch im Vertrauen auf Gott, der mir und ihnen beistehen und seine schützende Hand nicht zurückziehen wird.

* * *

32. JAKOBUS

Nach meiner frühesten Überzeugung bedeutet Ordensleben, im Namen Jesu alles aufzugeben und ihm zu folgen, so sah ich es jedenfalls. Auf diesem Weg war mein Leben im Seminar so bereichernd und fruchtbar, womöglich auch durch die wunderbaren Eindrücke und Erlebnisse wie auch durch eine Freundschaft, wie ich sie niemals zuvor erfahren habe; an erster Stelle jedoch durch das Geschenk Gottes, das ER selbst ist.

Ins Noviziat zu gehen war mein Wunsch, nach dem ich streben wollte und der mich am meisten begeisterte, weil es ein besonderer Lebensweg ist und ein ständiger Prozess der Vertiefung des eigenen spirituellen Lebens auf ein authentisches und sinnvolles Sein hin.

Wenn man mich fragen würde, was mich dazu am meisten angeregt hat, dann würde ich wohl antworten: Nicht meine Familie, nicht meine Freunde oder das Seminar oder mein geistlicher Begleiter. Es ist der Glaube, der seit meiner Kindheit in mich eingepflanzt ist.

Während meiner vier Jahre im Seminar war ich fest der Überzeugung, dass das Priestertum meine einzige Berufung und mein Vorsatz auf dieser Erde sei. Trotzdem stand ich jetzt sehr verwirrt da, als ich mich fragte, warum ich nun ernsthaft mein Leben so vorbehaltlos in Gottes Hände geben soll.

Doch als ich jetzt begann, mein Leben endgültig ganz in seine guten Hände zu legen, da wurde ich von Unsicherheit und Zweifeln geschlagen, die mich erschütterten und verwirrten.

Ich hatte bisher in meinem Leben schon auf viel Wertvolles verzichtet, und dieses Leben war der einzige Wert, den ich hatte, doch ich sah ihn mir plötzlich aus den Händen gerissen. Deshalb fragte ich mich ernsthaft, ob es wirklich Gottes Plan mit mir sei. Ich fürchte mich vor der Welt. Vor allem kann ich nicht verstehen, warum derselbe Glaube, der mir damals den Mut gab, in das Seminar einzutreten, mir nun den Mut gibt, diesen Weg wieder zu verlassen. Ich fühle mich nicht imstande, um Aufnahme in das Noviziat zu bitten.

Ich bin in Sorge und weiß nicht wohin, doch die salvatorianische Familie rüstete mich mit Vorbild der Nächstenliebe Liebe und dem Kompass des Glaubens, die von nun an meine Führer und meine Kraft sein werden auf der Reise durch ein neues Leben, das nun für mich beginnt.

* * *

33. ANDREAS

Als ich noch ein Kind war, fragten meine Eltern mich oft, was ich einmal werden wolle. Meine Antwort war, dass ich Priester werden wolle. Das war ganz einfach: Als ich acht Jahre alt war, beschloss ich, Priester zu werden, denn ich hatte immer den Priester vor Augen, der in unserer Kapelle die hl. Messe las. Viele Leute kamen dann ständig nach der Messe zu ihm, und er trug stets schöne Kleider. Zu meiner Mutter sagte ich, dass ich einmal wie diese Kleider sein wolle. Ich dachte damals, Priester werden ist eine gute Sache und ein schönes Leben. Das waren die Vorstellungen meiner Kindheit.

Um es kurz zu fassen: Ich wandte mich dann an den Sakristan in unserem Dorf und ministrierte bei der Messe, was ja fast wie ‚Selbst die Messe lesen' war. Damals war ich zwischen elf und vierzehn Jahre alt. Als ich dann nach Schulabschluss siebzehn war, eröffnete ich meinen Eltern, dass ich in ein Seminar eintreten möchte. So wurde ich in das Ausbildungshaus der ‚Barmherzigen Brüder' aufgenommen. Ich war dort ein glücklicher Seminarist und lernte vielerlei kennen, besonders die Gebetszeiten und die tägliche Messe am Morgen. So ist das Leben eines Seminaristen: Folge der Tagesordnung und den Regeln der Gemeinschaft.

Dennoch gab es während dieser Zeit manche Hindernisse und Schwierigkeiten in meinem Leben, besonders wenn es um Entscheidungen ging. Es fällt mir nicht leicht zu entscheiden, was für mich besser oder schlechter ist, doch habe ich dies alles überwunden, wenn ich auch manchmal glaubte, ich sei nicht würdig, Jesus nachzufolgen, wie seine Jünger es getan hatten. Manchmal jedoch dachte ich damals auch daran, nach Hause zurückzukehren, denn im Seminar empfand ich auch Langeweile und ich war auf der Suche nach etwas, das mir das Seminar nicht bieten konnte. So habe ich mich nach zweieinhalb Jahren Seminarszeit entschlossen, die ‚Barmherzigen Brüder' zu verlassen. Es ist mir nicht leichtgefallen, von meinen Klassenkameraden und Präfekten Abschied zu nehmen, und ich weinte auch, denn ich hatte sie alle sehr gemocht. „So ist eben das Leben", sagte ich zu mir, „manchmal muss man sich von etwas trennen, um einen besseren Weg zu finden". Gewiss, ich hatte bei den Brüdern vieles gelernt, besonders bezüglich des Betens und des geistlichen Lebens, aber auch in persönlicher Reifung.

Wieder zuhause habe ich die Schule weiter besucht und hatte auch eine Freundin. Ich blicke gerne auf diese Zeit zurück. Doch gleichzeitig engagierte ich mich auch in verschiedenen Aktivitäten, besonders in unserer Schule im Bereich der Jugendarbeit. Diese Tätigkeit rief wieder die Erinnerung an meinen Kindheitstraum, nämlich Priester zu werden, wach. Ich hatte damals auch viele Freunde unter Priestern, von denen die meisten in einer Schule arbeiteten. Pater Romuald ist mein Vorbild; er ist ein wirklich guter Priester, er versteht es, mit Menschen Kontakt aufzunehmen. Zu ihm sagte ich, dass ich wieder in ein Seminar eintreten wolle. „OK" sagte er, „ich bin glücklich." Auch meinte er, er werde mit dem zuständigen Verantwortlichen reden. Er selbst ist nämlich ein Oblate und hätte es gerne gehabt, wenn ich in seinen Orden eingetreten wäre. Doch ging ich nicht dorthin, sondern zu den Salvatorianern. Ich teilte ihm diesen Entschluss mit, und er war auch da-

mit zufrieden. So lebte ich also zweieinhalb Jahre außerhalb, bevor ich hier bei den Salvatorianern eintrat.

Nun bin ich hier bei den Salvatorianern, denn ich nahm Kontakt auf mit meinem Ausbilder und der empfahl mir diesen Orden, in welchem Florian, ein einstiger Mitschüler, bereits aufgenommen war. Wir waren miteinander bei den ‚Barmherzigen Brüdern'. Während meiner salvatorianischen Ausbildung erlebte ich Einsamkeit, Glück und Schwierigkeiten. Drei Jahre bin ich nun hier, und mein Entschluss, Salvatorianer zu werden, ist unvermindert fest. Ursache dafür ist mein starker Wille und das Glück, das ich empfinde. Wenn ich auch manchmal Schwierigkeiten in meinem Leben begegne, dann hilft mir die Nähe meiner Mitbrüder, besonders meines geistlichen Begleiters, Br. Franz, der mich bisher und heute noch begleitet. Auch meine Familie bestärkt mich in meinem Entschluss, auf meinem Weg weiterzugehen.

Zum Noviziat JA zu sagen, fällt mir nicht schwer, denn meine Freude ist es ja, den Weg voranzugehen und den Herrn mit allen Kräften zu lieben, auch wenn ich ganz bestimmt kein vollkommener Mensch bin. Ich vertraue darauf, dass Jesus an meiner Seite geht und mir helfen wird, das richtige für mich zu finden. So bin ich nun glücklich mit meiner Entscheidung, denn der Herr weiß, was er mit mir vorhat. Wenn ich wirklich zum Priester berufen bin, dann wird ER mir auch seine Gnade schenken und mich nicht allein lassen, selbst nicht in den Schwierigkeiten von heute und von morgen. Jesus wird mich auf dem rechten Weg leiten. Ich selbst will stets darum beten, dass er mir Mut gibt, die Realität anzunehmen. Ich glaube, Jesus ruft mich jeden Tag, besonders durch die hl. Eucharistie, in der er wirklich gegenwärtig ist.

* * *

34. JOHANNES

Ich möchte mit einer Erinnerung an mein vergangenes Leben beginnen. Als ich acht Jahre alt war, wurde ich zusammen mit meinem älteren Bruder eingeladen, Ministrant zu werden. Ich habe dies jedoch ausgeschlagen, da es mir zu anstrengend erschien. Mein Bruder ermutigte mich, einen Kurs für Ministranten zu besuchen, aber auch dies schlug ich aus. Jedenfalls stellte ich dann bei der Auflistung der neuen Ministranten mit Überraschung fest, dass mein Name auf der Liste stand. Ich war richtig erschrocken, denn wie konnte ich unter die Ministranten aufgenommen werden, wenn ich den Kurs gar nicht besucht hatte? Dann stellte ich jedoch fest, dass es mein Bruder war, der alles in die Wege geleitet hatte; so bin ich unglücklicherweise Ministrant geworden. Ich begleitete den Pfarrer in die verschiedenen Viertel, um ihm bei der Messe zu dienen. Nach den Messen war von den Leuten für den Pfarrer immer ein Mittagessen hergerichtet, und als Ministrant durfte ich natürlich zusammen mit ihm essen. *Summa summarum*: Ich habe gemerkt, dass der Priester immer gutes Essen hatte, das die Gläubigen ihm brachten, und so begann ich zu überlegen, einmal in ein Seminar einzutreten und Priester zu werden, nur des guten Essens wegen.

Doch als ich dann im Seminar der Salvatorianer war, änderten sich meine Motivation, mein Lebensziel, meine Zukunft grundlegend. Ich fand in mir alles, was für eine Berufung sprach. Vier Jahre war ich erheblich durcheinander, ich empfand Freude und Glück, aber gleichzeitig auch Trauer und Schwierigkeiten, doch ich stellte auch fest, dass ich dies alles durchstehen und überwinden konnte. Außerdem waren die vier Studienjahre auch die Zeit, über den nächsten Schritt auf meinem Lebensweg nachzudenken. Oft bin ich schwankend geworden in meiner Berufung; meine Mutter habe ich um Rat gefragt, meinen Bruder und meine Schwester und besonders Jesus, meinen unsichtbaren geistlichen Begleiter.

Doch der Zeitpunkt kam, da ich mich entscheiden musste, ob ich meinen Weg weiterhin fortsetzen will oder nicht. Als ich dann meinen Entschluss fasste, hatte ich immer den einen Gedanken vor Augen: Du wirst nie verstehen, was es bedeutet, Seminarist zu sein, es sei denn, du gehst ins Noviziat und machst dann Gelübde. Diese Gedanken führten zu meinem Entschluss, weiterhin Gott und den Menschen dienen zu wollen. Dabei habe ich immer darauf geachtet, dass ich mich nicht von Emotionen und Gefühlen leiten ließ, denn sonst hätte ich keine gute Entscheidung treffen können.

Im langen Prozess meiner Entscheidung habe ich wirklich verstanden, dass ich als Seminarist alle Unklarheiten und Zweifel bezüglich meiner Berufung klären musste, und dass ich nur auf diese Weise eine Antwort auf meine Frage finden konnte, ob ich wirklich ein mit Gott verbundenes Leben führen will. Ohne ihn könnte ich dieser Berufung nicht folgen, denn als Christ weiß ich, dass ich ohne ihn nichts vermag. Jedenfalls können wir den Unsicherheiten des Lebens nicht entfliehen und wir brauchen jemanden, der uns durchs Leben begleitet und der uns wie eine Ruhezone oder ein Schutzraum ist, und wir glauben, dass dies Jesus ist.

Ich weiß, dass schon bevor ich auf die Welt kam, Gott einen Plan mit mir hatte, weshalb es meine Aufgabe ist, diesen Plan herauszufinden. Wenn ich finde, dass sich dies nicht im Priestertum erfüllt, dann glaube ich, hat Gott etwas Besseres für mich vorgesehen. In den Jahren vor meinem Eintritt bei den Salvatorianern habe ich viele Hindernisse erfahren, die mein Leben beschwerten und sinnlos erscheinen ließen. Trotzdem habe ich nicht aufgegeben, weil ich weiß, dass es bessere Dinge in diesem Leben gibt. Wenn ich zu Jesus bete, entschlüsselt er mir mein Leben und zeigt mir den Weg, wenngleich ein Schatten bleibt. Doch eines ist gewiss: Der Weg wird klarer, je mehr man auf ihm vorangeht. Nach all diesen Entscheidungen fühle ich mich wohl, denn ich tat, was ich für richtig hielt. Alles, was ich möchte, ist, meinem Herzen zu folgen unter der Führung meines Geistes.

*** * ***

35. SIMON

Als der Gedanke an eine mögliche Berufung in mir erwachte, war dies eine plötzliche Erfahrung, die mich glücklich machte, aus welchem Grund auch immer. Irgendetwas sagte mir in meinem Inneren, dass ich Dinge tun sollte, von denen ich bisher keine Ahnung hatte. Zuerst dachte ich, eine Berufung sei etwas, das nur mit dem Priestertum oder Ordensleben zu tun hat, und dass Gott diese Menschen ruft, weil er sie unter den Milliarden anderer Menschen auf dieser Erde erwählt hat. Aber dann merkst du, dass es etwas mehr ist, etwas das mit Glück verbunden ist, mit Nächstenliebe, Gottesliebe, Eigenliebe. Während meiner Zeit im Seminar habe ich eine Menge guter Dinge erlebt, darunter viel Neues. Vorher hatte ich keine Gelegenheit, von meiner Familie entfernt zu leben.

Diese Erfahrung machte ich erst im Seminar. Anfangs ist es nicht einfach, mit neuen Menschen zusammen zu leben und mit ihnen wie mit einer neuen Familie umzugehen. Andere Kulturen, Verhaltensweisen, Lebensstandards, menschlicher Umgang. Zeiten der Freude wechseln mit schwierigeren Zeiten. Ich hatte Freude an meiner neuen Familie, in der wir alles gemeinsam hatten und uns austauschten bezüglich unserer Kulturen und Lebensweisen, und dies zu verbinden mit meinem eigenen Leben als Seminarist. Zeitweilig habe ich die verschiedensten Dinge unternommen: Gartenarbeit, Kochen, Unterrichten usw. Selbstverständlich mussten wir auch studieren, Philosophie und anderes mehr wie Psychologie. Es gab Zeiten für das Gebet, Besinnungstage und Exerzitien. Dies sind in einem Seminar wichtige Momente.

Es kann schwierig werden, Seminarist zu sein und alle Erwartungen deiner Umgebung zu erfüllen. Tatsächlich glauben viele, das Leben eines Seminaristen sei leicht: Bete und studiere und lebe in einem Ordenshaus. Aber die Wahrheit ist, dass jeder Seminarist immer einer Welt gegenübersteht, die nach Antworten auf ihre Erwartungen und gesellschaftlichen Vorstellungen wartet. Wo immer sie hingehen, überschattet die Vorstellung von einem Seminaristen immer das Bild, das er als Person in seinem Innersten ist. Das große Problem ist dann, die eigene Berufung gut zu kennen. Als Seminarist habe ich diese Herausforderung immer empfunden. Immer und immer wieder fragte ich mich dann nach dem Weg, den ich einschlagen sollte. Jeden Tag denke ich, ich sei wirklich dazu bereit, ich könne den Erwartungen entsprechen, die Schwierigkeiten meistern, welche die große Aufgabe der Verkündigung des Wortes Gottes beinhaltet. Kann ich ein Leben lang Priester sein? Ist es wirklich das, was ich sein will? Es ist hart, eine Wahl zu treffen zwischen Dingen, die du noch nicht kennst, wie z.B. zwischen einem Leben außerhalb des Seminars und dem Beginn eines neuen Lebensstiles, und andererseits das gegenwärtige Leben, das du kennst mit seinen inneren Zweifeln, ob du es schaffst oder nicht. Es ist eine harte Lebensentscheidung, ob du dich für das Seminar und das Priestertum entscheidest oder als normale Laienperson zu leben, wie es deinem Herzen entspricht.

In diesem Zwiespalt meiner Berufungsentscheidung fand ich Hilfe bei meinen Freuden, meinen Mitbrüdern in der Gemeinschaft, bei unseren Lehrern und Priestern. Sie halfen mir dadurch, dass sie mir rieten, dem zu folgen, was mein Herz mir sage, und wenn

das Herz mit dem Verstand übereinstimmt, dann sei es das Richtige, dem zu folgen. Nach solchen Überlegungen habe ich dann meine Wahl getroffen. Ich bat den Herrn, mich zu leiten, dass ich einen klaren Kopf behalte und in meinem Herzen den Frieden bewahre. So habe ich mich schließlich entschieden, einen anderen Weg zu gehen, und außerhalb des Seminars ein neues Leben zu beginnen auf eine Weise, von der ich glaube, dass ich glücklich sein werde und in Frieden, und ich bete darum, dass der Herr immer bei mir sein wird, wohin ich auch gehe.

* * *

36. MATTHÄUS

Noch heute erinnere ich mich, welch tiefe Inspiration die geistliche Berufswahl meines Bruders gewesen ist. Es wurde mein Traum, wie er zu werden und wie er Gott zu dienen. Dass ich ihm diese meine Gefühle eröffnet habe, hat mir sehr geholfen, auch die Türe zum gleichen Berufsziel zu öffnen. Er hat mich ermutigt und mir dabei geholfen, in die Gesellschaft der Salvatorianer einzutreten.

Nun, diesen Berufswunsch betrachte ich als das größte Geschenk, das Gott mir gegeben hat. Er hat mich nicht nur gerufen, sondern mir auch in jeder Hinsicht geholfen. Sicher gab es während der Ausbildungszeit Schwierigkeiten und Prüfungen, doch waren diese zugleich Herausforderungen, mein Vertrauen zu stärken und gewissermaßen eine gefestigtere Person zu werden.

Doch fiel mir dann die Entscheidung wirklich nicht leicht. Manchmal müssen wir nämlich wichtige Personen unseres Lebensweges berücksichtigen. Ich selbst bin mit Rücksicht auf den ursprünglichen Plan, den mein Vater mit mir hatte, oft vor einer endgültigen Entscheidung zurückgeschreckt. Doch nun akzeptiert auch er nach und nach meine Entscheidung. Ferner ist es eigentlich Gott, der von uns eine Entscheidung verlangt. Was wir dazu benötigen, ist, von ihm die Kraft und den festen Willen zu erbitten, die gegebene Berufung klar zu erkennen, damit ein jeder zu einer ihm gemäßen Antwort fähig wird.

Gott ist der wirkliche Helfer in meiner Berufsentscheidung. Er benützte dabei andere Menschen und Mittel, die mir in meiner Antwort auf meine Berufung geholfen haben. Dies sind meine Familie, meine Freunde, selbstverständlich auch die salvatorianische Gemeinschaft und ihre Sendung. Diese alle ermutigten und motivierten mich, in meinem Leben nach dem zu streben, was Gott mir anvertraut hat. Wenn ich heute all dies wahrnehme, dann fühle ich zutiefst, dass ich ein Teil der Sendung der Gesellschaft bin, der ich angehöre. Darum bete ich: „Möge der Herr einem jeden die Willenskraft und Lauterkeit schenken, um auf seinen Willen antworten zu können, und hautnah das wirkliche Ziel des Lebens eines jeden zu erkennen.“

* * *

Am Orchideengarten eines englischen Blumenzüchters liegt in Talon auf den Philippinen das ‚Pater-Jordan-Ausbildungshaus' der Salvatorianer, wo unsere künftigen asiatischen Missionare ausgebildet werden. Sechs Jahre durfte ich dort leben und mitarbeiten. Dort sind auch die einzelnen Texte entstanden.

P. Günther Mayer SDS

Magallanes Beach (Philippinen)
Foto: P. Michael Overmann, 2015